



### Meditation für die Fastenzeit

**Begriffene Hoffnung:** Schöpfung als Hoffnung – Grundgesetz der Neuwerdung – Der Mensch ist immer nur ein Entwurf seines eigenen Seins – Anbetung als Aufgabe – Menschwerdung Christi: Vollendung der Schöpfung – Wir haben weitgehend verlernt über Christus zu staunen – Das Menschsein entsteht in der Auferstehung – Wunder als Zeichen einer vollendeten Welt – Die Sakramente sind Hinweise auf den Endzustand der Schöpfung – Der Christ, Zeuge des Himmels – Grundmotive einer Spiritualität der Hoffnung – Die Verheißung heißt Barmherzigkeit.

### Wir kommentieren

**das Ausscheiden Kardinal Lercaros aus dem bischöflichen Amt:** Unruhe und Ratlosigkeit wegen dieses Rücktritts – Was schockiert an diesem Weggang? – Ein zuverlässiger Kenner teilt einige präzise Umstände mit – Die Geschichte der Demission – Die Art des Vorgehens – Die offizielle Begründung – Und der Kardinal? – «Ich gehe, heiter und froh zu gehorchen.»

### Zur Woche der Brüderlichkeit

**Die theologischen Grundlagen für den jüdisch-christlichen Dialog (2):** Die universale Mittlerschaft Christi – Gott selbst hat sich in den Dialog mit jedem einzelnen Menschen eingelassen – Ein Mensch, der sich zum Guten entschließt, steht in der erlösenden Gnade Gottes – Ehrfurcht vor dem Wirken der Gnade im Mitmenschen – Folgen für die Missionsarbeit – Ist Gott auch in den nichtchristlichen Religionen am Werke? – Die erlösende Gegenwart in der jüdischen Religion – Die Sendung der Kirche an den Juden ist daher der Dialog – Der Dialog öffnet beide Partner für den Geist Gottes.

### Naturwissenschaft

**Leben aus der Retorte?:** Ein spektakulärer Erfolg des amerikanischen Forschers Kornberg – Es ist gelungen, den «biologisch aktiven Kern eines Virus zu synthetisieren» – Ist die Erschaffung von Leben im Labor gelungen? – Erreichtes und nicht Erreichtes – Nüchterne Erwägungen des Naturwissenschaftlers – Das Leben ist mehr als nur komplizierte Chemie.

### Länder

**Polen im tausendundersten Jahr seiner Christianisierung:** Hoffnungsvoller Jahresbeginn – Die Ernennung des zweiten polnischen Kardinals – Anfang Juni nehmen beide Parteien den alten «Dialog der Schwerhörigen» wieder auf – Proteste der Bischöfe gegen die Behinderung im Religionsunterricht und im Kirchenbau – Scharfe Sprache gegen die Pax-Bewegung – Die religiöse Situation Polens in Zahlen.

### Diskussion

**Ist unser Gott nur unsichtbar?:** Zuerst die Entscheidung zum Unsichtbaren – Dann erst schenkt der Glaube ein neues Sehen – Das Wunder will zum Glauben führen.

### Aus der Welt der Bücher

Christliche Philosophie – Die Stadt, Geschichte und Ausblick – Die Heilsbedeutung der nichtchristlichen Religionen.

## «Wiedergeboren zur lebendigen Hoffnung»

### Meditation zur Fastenzeit

Am Anfang der jährlich wiederkehrenden Zeit vorösterlicher Besinnung und Entsagung wird der Christ von der Kirche in symbolisch eindrücklicher Weise daran erinnert, daß er «Staub ist und wieder zum Staube zurückkehren wird». Die Fastenzeit wird also mit einer Frage nach dem Wesen des «Woher» und des «Wohin» geschöpflicher Existenz eingeleitet. Der betende Christ hat die Aufgabe, Gott selbst über den Menschen sprechen zu lassen und dabei zu versuchen – in zurückhaltender Höflichkeit –, Gottes Gedanken, die nicht die seinen sind, innezuwerden. Einer der bedeutendsten Aussprüche der Offenbarung über das «Woher» und das «Wohin» des Menschen steht im ersten Petrusbrief: «Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der nach seinem großen Erbarmen uns wiedergeboren hat zur lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelkbaren Erbe, das für euch im Himmel bewahrt ist, die ihr in Gottes Kraft durch den Glauben aufbewahrt werdet für das Heil, das schon bereit ist, um in der letzten Zeit geoffenbart zu werden» (1 Petr 1,3–5).

In diesem inhaltsschweren Satz wird das Menschsein, die geschöpfliche Geschichtlichkeit, nicht mehr als ein «Von-Staub-zu-Staub» definiert, sondern als «Entfaltung der Hoffnung». Dies ist ein wesentlicher Aspekt unseres Erschaffenseins. Die Aussage hebt mit dem Wort «Preisen» an.

Dem griechischen und auch dem lateinischen Wortsinn nach (eulegein; benedicere) bedeutet der Ausdruck: Wesenhaftes und zugleich Existentiell-Erlebtes in einer schönen, edlen Sprache auszudrücken. Ein Hinweis vielleicht, wie der Theologe über das Geheimnis, dessen Deutung ihm anvertraut ist, sprechen sollte. Wir möchten in dieser Meditation die Last und das Wagnis des Preisens dankbar auf uns nehmen. Der eben angeführte Offenbarungssatz, dessen wir hier meditierend innezuwerden suchen, gliedert sich sinngemäß in drei Teile und bringt damit die Grundstruktur unserer Geschöpflichkeit zum Ausdruck. Im ersten Teil ist von Geburt und Lebendigkeit die Rede; im zweiten von der Auferstehung und im dritten vom Himmel. Diese drei «Schlüsselworte» der Offenbarung – Schöpfung, Auferstehung, Himmel – weisen über sich hinaus in die Richtung jenes Geheimnisses, welches das Wesen unserer geschöpflichen Existenz umfaßt.

### I. Schöpfung

«Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der nach seinem großen Erbarmen uns wiedergeboren hat zur lebendigen Hoffnung.» Vergewärtigen wir uns zuerst denkrisch unsere Situation in der Welt. Wir spüren mit allen Fasern unserer Existenz, daß wir «leben». Darüber hinaus: Wir merken, daß wir dieses Leben, den Drang der Welt, der sich in uns verdichtet, nicht nur unbewußt vollziehen, sondern ihn in die Klarheit und Helle des Bewußtseins umformen, ihn auch «erleben». Deutlicher noch: Wir erfahren auch, daß sowohl

unser Drang nach Leben als auch unser Erleben sich noch mehr entfalten wollen, sich gegen die Vernichtung «stemmen», nach einem Mehr streben; daß also aus den Tiefen unseres Daseinsgrundes ständig neue Energien hervorbrechen und uns einem Unbekannten, einem Noch-nicht-Gelebten-und-Erlebten entgegentreiben; daß unser Herz nicht nur «schlägt», sondern «höher-schlägt»; daß wir in unserer gebrechlichen Existenz etwas wie einen seinsgewordenen «Jubel» tragen, der nach Ausdruck, nach Wort verlangt. Der Jubel der Kreatur verdichtet sich im Menschen zum Wort und heißt «Preisen». Der eigentliche, von vornherein und immer schon angezielte «Gegenstand» menschlichen Preisens heißt aber Gott. Wie könnte man einen Satz, der das wesenhafte Ereignis menschlichen Erschaffenseins ausdrücken soll, anders beginnen als: «Gepriesen sei Gott». Gehen wir diesen hier nur aufräuberartig entworfenen Gedanken nach. Die innere Konstitution einer bewußtgewordenen Erschaffenheit könnte folgendermaßen entworfen werden:

► Unser geschöpfliches Sein befindet sich in einer «Seinsbewegung». Aus einer Vergangenheit, die nicht mehr ist, «strömt» es einer Zukunft entgegen, die noch nicht ist. – Wenn man die Stelle berührt, wo das Herz schlägt oder man das dumpfe Klopfen hört, das unseren Adern den Rhythmus des Lebens gibt, bemerkt man: ein Schlag ist vergangen, der andere ist noch nicht da. Der erste «Teil» muß vergehen, ausklingen, verschwinden, Vergangenheit werden, damit der zweite «Teil» nachrücken, sich «nach-schieben» kann. Wenn dann der zweite Schlag kommt, ist der erste bereits vergangen. Wohin? Ins «Nirgendwohin», ins Nichts. Was vergangen ist, lebt nur in der Erinnerung; sonst ist es nirgends; sonst ist es ein Nichts. Wo ist aber die Zukunft? Sie gibt es noch nicht; sie ist ein «Noch-nicht». Was gibt es denn aus unserem Leben? Die Gegenwart. Ein Lichtstrahl, ein Augenblick zwischen Vergangenheit und Zukunft. Beim nächsten Herzschlag ist das, was jetzt Gegenwart ist, bereits Vergangenheit. So «pulsiert» das Leben vorwärts. Aus dem Nichts heraus – in das Nichts hinein: eine sekundenhafte «Flamme des Seins». Wohin «strömt» diese Bewegung des Seins? Was ist die Struktur dieses Hervorgehens aus dem Nichts und Hineinfallens in das Nichts? Auf welche Zukunft hin wird das Sein in uns in jedem Augenblick neu erschaffen? Der christliche Glaube sagt uns: Ziel, Vollendung und Inhalt der Schöpfung sind Auferstehung und Himmel.

► Eine solche Sicht der Schöpfung wird vielleicht vielen ungewohnt, ja sogar befremdend erscheinen. In ihr sind Auferstehung und Himmel keine vom Werden der Welt isolierten Ereignisse. Vielmehr sind sie die gnadenhafte Überhöhung einer Gesetzmäßigkeit, die von Anfang an in allen Bereichen des Weltseins wirksam war. Diese läßt sich am «Ereignis der Schöpfung», das sich – auf der Ebene der Erfahrung – als evolutives Werden zeigt, ablesen. Das Werden der Welt wird vom Grundgesetz der Neuwertung, abstrakt ausgedrückt, vom Gesetz der Selbstüberbietung beherrscht. Das Weltall «arbeitet sich empor» aus einem ursprünglichen Seinsbestand, «tastet sich voran» zu immer komplizierteren Systemen, erringt zuerst primitive, dann immer zusammengesetztere Formen des Lebens. Die Verfeinerung und die Ausgliederung der Molekülsysteme erlauben und verursachen schließlich das Auftreten einer spezifischen Innerlichkeit, die wir Bewußtsein nennen. Die Entwicklung der Welt drängt in die Richtung der wachsenden Ausgliederung des stofflichen Seins und somit in die Richtung der höherrangigen Nervensysteme. Die Weltwirklichkeit ist in dieser Sicht eine Einheit des Werdens. Darin zeigt sich etwas Bedeutendes: Der Weltbestand wächst über sich selbst hinaus, überholt sich, richtet sich auf, ist bereits – in einem übertragenen Sinn – «Auferstehung». Die christliche Verkündigung vom Osterereignis: «Er ist auferstanden und lebt», ist bereits vorgebildet in der Entstehung des Alls. Überall im Kosmos erscheint ständig etwas Neues, das aus dem Vorhergehenden nicht ableitbar ist. Darin zeigt sich die Grundstruktur der Schöpfung, des evolutiven Weltwerdens: Hervorbringung eines aus dem vorigen Zustand Unableitbaren. Dieses Unableitbare heißt zunächst Mensch.

► Aber auch der Mensch findet sich in der Welt nicht fertig vor. Er ist immer nur ein «Entwurf» seines eigenen Seins. Die Selbstentfaltung der Natur setzt sich in ihm und durch ihn fort. Die Weltentwicklung brachte nur jenen Seinsstoff hervor, aus dem der Mensch sich – durch eigene Anstrengung und Bemühung – zur «Spitze des Weltalls» gestalten soll. Der Drang der Entwicklung nimmt in ihm eine neue Gestalt an, obwohl

seine Richtung die gleiche bleibt, die Selbstüberholung. Die sich im Menschen sammelnde Energie des Lebens erzeugt einen gewaltigen «Druck» von Wünschen, Ideen und Ahnungen; sie entfaltet sich in unserem Bewußtsein als Träumen, Unruhe und Begehren. Kein Mensch kann dem geheimen Wunsch entkommen, aus der Enge der konkreten Verwirklichung herauszubringen. Die Erwartung eines Größeren, ja aus menschlichen Kräften Unerreichbaren ist ein Grundzug menschlichen Daseins. Zum Wesen der menschlichen Existenz gehört somit das «Harren»: eine Sehnsucht, ja eine Gier nach Größe, eine Fähigkeit, sich in die Zukunft «hineinzuträumen». Die gesamte Schöpfung und die ganze Geschichte der Menschheit sind somit ein einziger «Raum des Aufbruchs». Doch haben wir damit immer noch nicht das Eigentlichste des Schöpfungsgeheimnisses ausgesprochen. Hier muß sich das menschliche Preisen

► in die Anbetung verwandeln. Diese ist «die» Grundhaltung religiöser Existenz. In ihr neigt sich der Mensch vor dem Unbegreifbaren. Nicht nur tief, sondern bis in jene innerste Grenze des Daseins, wo unser gesamtes Dasein aufhört, in das Nichts «hineingebettet» ist und trotzdem – gerade deshalb – in Gottes Hand sicher gehalten wird. Jede tief menschliche Taft, jeder Tag, der wirklich Zukunft bedeutet, beginnt mit der Anbetung; mit einer inneren Sammlung des Menschen auf das Absolute hin, das Ursprung, Ziel und Zug der gesamten Existenz ist; mit einem ursprünglichen Anwesendwerden des Daseins; mit dem stillen Dastehen im blendenden Licht einer unerforschlichen Liebe. Anbetung bedeutet, daß das Geschöpf mit seinem gesammelten Empfinden sich in ein heiliges Gegenüber zum Absoluten einfügt. Einer solchen Haltung, die getane und anerkannte Wahrheit ist, entspringt der Jubel des Geistes, der Freudenbruch einer gelösten Seele, das Bewußtsein, durch alle Erschütterungen des Lebens hindurch, trotz aller Mächte, die gegen uns stehen mögen, selbst gegen das eigene Herz, in Gottes Liebe endgültig geborgen zu sein. Diesen inneren Jubel der Befreiung auszusprechen wäre echte «Theologie», das Benennen Gottes in Freude durch einen zaghaften menschlichen Mund.

► Noch tiefer: Gott erschafft aus dem Nichts. Das bedeutet – positiv ausgedrückt –, daß Gott das Geschöpf aus nichts anderem als aus sich selbst hervorbringt. Nach keinem andern Vorbild, nach keinem andern Gesetz und unter keinem andern Einfluß. Alles Geschaffene ist somit Gott nachgebildet. Alles lebt als Gedanke des Absoluten. Dies besagt wiederum, daß alles Geschöpfliche mit Gott innerlich verbunden ist durch ein Band, das Gott selber ist. So leuchtet uns aus jeglicher Schönheit Gott selber entgegen. Die Welt selbst ist ein Aufscheinen, ein Tönen und ein Brausen Gottes. Wir können dieses Geheimnis der Erschaffung, dieses Grundmysterium unserer Existenz nicht durchdringen. Eine schwindelerregende Tiefe ist da. Wir sind mitten im Vorgang der heiligen Dreifaltigkeit. Es gibt in Gott, in seinem inneren, ewigen Leben, ein «Bild» seiner selbst, das ihm gegenübersteht und doch er selber ist; in dem sich Gott vollkommen erkennt und diesen Erkannten so liebt, daß diese Liebe selbst eine Person ist, der Heilige Geist. Die ganze Schöpfung steht in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit diesem Bild Gottes, mit der zweiten Person der Dreifaltigkeit. Hier erahnen wir die Bedeutung der Paulusworte, daß alles in Christus, durch Christus und auf Christus hin erschaffen worden ist (Kol 1, 15–17). Diese geheimnisvolle Gegenwart Christi in der Welt ist eine der beglückendsten Erfahrungen der christlichen Meditation. Wir müssen uns aber um diese Erfahrung bemühen, um langsam, nach und nach, durch einen stillen Prozeß innerer Reifung jenes zu erleben, was Paulus in seinem Epheserbrief meint, als er sagt, Christus hätte das ganze Weltall mit seiner Gegenwart erfüllt (Eph 4, 10). Somit ist die «Menschwerdung» Christi die Vollendung der Schöpfung (der urbildhaften «Weltwerdung» des Logos). Christus ist Mensch geworden, weil er von Ewigkeit her, durch seine ewige Stellung im Innern der Heiligen Dreifaltigkeit, das Urbild und die Vollendung jeglicher Schöpfung ist.

Unser «Preisen Gottes» ist aber damit keineswegs zu Ende. Es sollte erst jetzt eigentlich beginnen, obwohl dabei die Sprache immer knapper und dürftiger wird. Gott hat uns auf die Auferstehung hin geschaffen. Fragen wir: Wer war dieser Christus, der am Ende aller Regungen des Seins steht, der das All zu sich zieht, dem die menschliche Seele nicht «entgehen» kann, der das «Wesen unseres Wesens» ist?

## 2. Auferstehung

«(Gott hat uns wiedergeboren) durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelkbaren Erbe.» Wenn wir die Gestalt Christi, wie sie in den Evangelien gezeichnet wird, ohne Voreingenommenheit und vorgefaßte Begriffsschemata betrachten, erleben wir etwas Erschütterndes, das sich aber nur schwer in Worte fassen läßt: die Fülle und die Restlosigkeit eines irdischen Lebens. Um dieses Ursprüngliche in Christus zu erfassen, muß der heutige Mensch die Gewohnheit abstreifen, in Christus das durch Jahrhunderte hindurch vertraute Bild des «lieben Heilands» – eine oft süßliche und rührselige Gestalt – zu sehen, bis er fühlt, wie geheimnisvoll, ja beunruhigend diese Person ist. Wir haben es weitgehend verlernt, über Christus zu staunen. Tausendfach hat man uns seine Worte wiederholt. Tausendfach wurden seine Taten und die Begebenheiten seines Lebens nacherzählt, so daß man am Ende sein Wesen nicht mehr leuchten sieht. Wir sind gegenüber wenigen Gestalten der Geschichte so blind und taub geworden, wie gegenüber Jesus von Nazareth. Hier soll nur eines bedacht werden: Was bedeutet das, daß dieser Mensch restlos menschlich war, daß er das menschliche Leben voll ausgeschöpft hat?

Er ist unter uns erschienen als ein Mensch voll Verständnis und Güte, als einer, der die Sünder und die Schwachen in Schutz nahm. Paulus bezeichnete die existentielle Haltung und Erscheinung Christi als «charis», die Freundlichkeit, Güte und innere Ausstrahlung des Wohlwollens bedeutet (Tit 2, 11). Man spürt in den Evangelien die große Anziehungskraft seiner Person, jene Macht über das Menschenherz, die Petrus und Andreas auf ein einziges Wort Christi hin alles verlassen ließ. In den neutestamentlichen Berichten begegnen wir einem «Herrn», der Mitleid mit den Menschen hatte, der sich unserer Verwahrlosheit erbarmte, der die Mühseligen und Beladenen zu sich rief, der das geknickte Rohr nicht brach, der unsere innere und äußere Not immer erkannte. Er war «der» Freund, «der» Aussöhnende, «der» Einigende. Eine stille Freude waltete um ihn. Er trug eine seine ganze Existenz beherrschende Barmherzigkeit in sich, die ihn fähig machte, niemanden zu hassen, niemanden zu verurteilen, niemals Böses mit Bösem zu vergelten. Etwas Unausdenkliches hat sich in einem Menschendasein hier ereignet: die Freundlichkeit zu jedem Geschöpf. Selbst die harten Worte, die er aussprechen mußte, um seiner inneren Wahrheit treu zu bleiben, galten nie dem Gegner, sondern der Unwahrheit und der Verstellung. Eine innere Evidenz ergreift dabei die Seele des Betrachtenden: derart menschlich konnte nur einer sein, der über alles Nur-Menschliche hinausragte. In seinem Dasein waltete das Ganz-Andere und milderte zugleich seine überirdische Macht zur Güte.

In der theologischen Systematik wird diese Restlosigkeit menschlichen Daseinsvollzugs in Begriffe gefaßt. Es wird gesagt: In Christus wurde die Ursprünglichkeit menschlichen Lebens voll hergestellt; er verwirklichte sein Dasein ohne «Selbstüberholung» (Konkupiszenz); in all seinen Handlungen war er vollkommen «er selbst». Was er tat oder empfand, das war seine Existenz. Er «war» all das, was er «erlebte». Christus konnte weder die Freude noch das Leid aus seinem Bewußtsein verdrängen. Er hat alles ganz nahe bei sich gehabt: die jubelnde Seligkeit und die tödliche Trauer. So vollkommen er selbst konnte er aber nur sein, weil und indem er sein Leben in der untrennbaren Nähe des Absoluten verbracht hat. Das ist die existentielle Bedeutung des theologischen Begriffs «unmittelbare Anschauung des Vaters» (visio immediata). Mit

allen Fasern seiner irdischen Existenz lebte er in der Gegenwart Gottes. Die Dinge, die Menschen und die Ereignisse waren für ihn unmittelbar durchsichtig auf das Ganz-Andere. Alle seine Erfahrungen waren eingetaucht. Er fühlte sich Gott überall nahe. Alles, was er erfuhr, erlebte er unmittelbar von Gott her.

Wir sehen jetzt die erstaunliche Logik des Bibeltextes, der den Gegenstand unserer Meditation bietet: Gott hat aus reiner Güte die Welt aus seinem ewigen Sein hervorgehen lassen; er hat ihr die Kraft verliehen, sich zum Leben und zum Bewußtsein zu entfalten, zum Menschen, der Gott preisen kann; dieses Leben wird restlos und ewig-gültig in Christus verwirklicht und dar-gelebt. So «hebt sich» die Welt in Gottes Kraft immer höher, bis sie in Christus in die ganzheitlich erlebte Gottunmittelbarkeit eintritt. Diese ganzheitliche Gegenwart Gottes in unserem Sein heißt Auferstehung. Das Menschsein in seiner vollendeten Gestalt entstand in der Auferstehung Christi. Bereits in seinem irdisch-beengten Leben hat er die Kümmerlichkeit menschlicher Existenz überwunden. Somit wurde der Tod für ihn nicht ein Abbruch, sondern ein Anfang. Im Tode Christi wurde das zur Endgültigkeit, was bereits in der Vorläufigkeit seines Erdenlebens waltete: der Durchbruch des Lebens in die Gegenwart Gottes. Durch die Auferstehung wuchs Christi Existenz in die Dimensionen des Universums. Die Wirklichkeit Christi «überflutete» die Welt; sie wurde allgegenwärtig, allkosmisch. Somit ist Christus endgültig zum Zentrum des Alls geworden, zum Allherrscher. In ihm und durch ihn wurde die Schöpfung in das ewige Sein Gottes hineingehoben. Der auferstandene Christus ist die endgültig neu gewordene Welt. So verwirklicht sich in der Auferstehung das Heilsgeheimnis des Alls: Gott ist in die Tiefe der Welt abgestiegen, hat unsere Natur angenommen, um mit ihr aufzusteigen über alles, was die Welt von sich aus hervorzubringen vermag. Der ganze Kosmos wird einmal – die Offenbarung betont es eindringlich – dem auferstandenen und verklärten Leib Christi ähnlich sein. Mit derselben Kraft, mit der Christus seinen Leib aus dem Stoff dieser Welt gebildet und ihn in seiner Auferstehung verwandelt hat, wird er am Ende allen Stoff der Welt zum Sein der Herrlichkeit erheben. Johannes versucht diese neuerschaffene Welt, unsere ewige Heimat, zu beschreiben. Er benützt dazu Bilder, häuft sie zusammen und vermengt sie miteinander. Man hat den Eindruck, daß er etwas zu beschreiben versucht, das in der Wirklichkeit unausdrückbar ist. Er spricht von Meeren aus Glas; von Straßen aus kristallenem Gold; von Toren, aus einer einzigen Perle gebildet; von Mauern, aufgebaut aus leuchtenden Edelsteinen. Er versucht die geistig neuerschaffene Welt zu beschreiben, in der all dieses Glühen und Leuchten die Gegenwart des Auferstandenen bezeichnet. In der Offenbarung haben wir zwei bedeutende Anhaltspunkte, welche den Zustand der letzten Vollendung uns zeichenhaft nahebringen:

► Ein erster Anhaltspunkt ist die wunderwirkende Tätigkeit Christi: Die Wunder Christi sind Zeichen, die über die augenblickliche Situation hinaus einen Blick in die Vollendung der Welt im Auferstandenen gestatten. Zunächst die Heilungen Christi: sie sind mehr als die gottmenschliche Regung seiner Barmherzigkeit; sie sind bereits der Anfang der Neugestaltung der Welt. In diesen Taten bezeugt sich Christus zeichenhaft als Wiederhersteller einer «heilen Welt», als Erneuerer des Alls. Zweifellos gehören auch die Wundertaten an der Natur in diese Kategorie. Sie sind keine willkürlichen Eingriffe in die Gesetze der Natur, sondern Hinweise auf die endgültige Vollendung. Entweder wird in ihnen das «Freundschaftsverhältnis» zwischen den Naturkräften und dem Menschen vorausnehmend veranschaulicht (wie die Stillung des Seesturms, das Wandeln auf dem See, der wunderbare Fischfang), und so fallen sie unter den Begriff der biblischen Allversöhnung, oder die gottmenschliche Kraft des Menschensohnes reicht noch tiefer hinab in den Wurzel- und Werdgrund der Natur und erschließt dort unserem irdischen Zustand verborgen liegende Möglichkeiten, die nur durch Gottes Allmacht aktiviert werden können: Verwandlung des Wassers, Vermehrung der Brote usw. Diese Wunder sind Prophetien auf eine neue Ordnung des Seins hin, in der alles im rechten Zueinander steht und die fruchtbarsten Möglichkeiten der Schöpfung Gottes gänzlich «entbunden» werden.

► Auch die Sakramente enthalten einen wichtigen Hinweis auf den Endzustand der Schöpfung in der Auferstehung. Vor allem in der Eucharistie wird die Weltlichkeit derart in das Sein Christi einbezogen, daß sie sogar ihre eigene Substanz in Christus hinein verliert. Sie bewirkt die Gnade in der gegenwärtigen Heilszeit, indem sie die Vollendung dieser Gnade im endgültigen Reich Gottes zeichenhaft darstellt und verspricht. In der eucharistischen Speise wird uns eine Welt verheißen, in der alle Geschöpfe aufgehört haben, uns Gott zu verbergen. Vielmehr wird der Umgang mit ihnen uns innig mit Gott verbinden. Die Weltlichkeit entfaltet sich im Zustand der Auferstehung zur Eucharistie des Alls. Die ganze Schöpfung, der Reichtum unseres Weltgebildes wird zur Dimension der innigen Freundschaft des Menschen mit Gott. Alles wird neu werden, nicht durch Verzauberung, sondern durch jenes göttliche Schaffen, das in der Auferstehung Christi bereits begonnen hat. Ähnliches ließe sich von den andern Sakramenten, vornehmlich von der heiligen Taufe, dem Sakrament der Neuschöpfung, aussagen. Das Zeichen des Untertauchens in das Wasser drückt bildhaft einen Vorgang aus, den wir ohne die kühne Sprache Christi gar nicht wagen würden, in seiner ganzen Fülle zu formulieren: Es geschieht in der Taufe ein Untertauchen, ein Versinken im innergöttlichen Leben. Gott selbst – und damit die «Macht der Auferstehung» – wohnt in uns durch die Gnade der Taufe. Wir sind wirklich, mit Leib und Seele, mit unserer menschlichen Gesamtwirklichkeit, zum auferstandenen Christus geworden, zum neuen Himmel und zur neuen Erde. «Wenn einer in Christus ist, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist nun vergangen; siehe Neues ist geworden» (2 Kor 5,17). Durch die Taufgnade lebt der Christ bereits im Himmel, in einer endgültig neu gewordenen Welt. Somit ist er «Vermittler» einer universalen Hoffnung. Dies ist das innerste Geheimnis des christlichen Lebens und der christlichen Tat.

Durch unsere Meditation sind wir nun vorbereitet, jene Tiefenströmung des Weltwerdens zu begreifen und sie mit knappen Worten zu beschreiben, die im dritten Teil des Satzes des ersten Petrusbriefes entworfen wird:

### 3. Himmel

«Das Erbe ist für euch im Himmel aufbewahrt, die ihr in Gottes Kraft aufbewahrt werdet für das Heil, das schon bereit ist, um in der letzten Zeit geoffenbart zu werden.» Diese Einsicht in das Wesen des Christlichen besagt im Grunde: Christus ist zwar zu uns gekommen, bleibt aber bis zum Ende der Welt stets im Werden. Wenn das «Maß Christi» erfüllt ist und alle Menschen, die Christi Seinsfülle «ausmachen» sollen, ihr Leben Gott überantwortet haben, hat sich die Schöpfung vollendet. Das Leben restlosen Glücks kann beginnen. Wir haben in dieser Meditation den Bogen der Schöpfung gespannt vom Nichts bis zur Allerfüllung. Es lohnt sich in dieser Sicht, sich hinzugeben, sich im Dienst am Bruder zu verschenken. Der Mensch kann in seinem innersten, ewigen Wesen nichts verlieren, am wenigsten das, worauf er aus Liebe verzichtet. Gott hat unser Leben in der Auferstehung Christi bereits mitgenommen in das atemberaubende Abenteuer des Himmels hinein und hat es für uns dort für ewig aufbewahrt. Was könnte man Größeres über das Sein der Welt aussagen: dieses Sein ist aus der Liebe hervorgegangen, kann deshalb nicht mehr untergehen, sondern wird sich in einer nie endenden Entfaltung über den Tod hinaus als Himmel vollenden.

Deshalb ist man so erstaunt, zu sehen, wie wenig die Christen sich vom Gedanken an den Himmel bewußt ergreifen lassen, wie wenig Erwartung in ihnen lebendig ist. Das Zeugnis des Himmels ist eine der wesentlichen Funktionen der Christen in der Welt. Im Himmel wird der Mensch hineingenommen in die restlos erlebte Nähe Gottes. Bereits im irdischen Leben Zeuge dieser Nähe Gottes zum Geschöpf zu sein, das ist vielleicht das größte Geschenk, das ein Christ der Welt geben kann. Oft wird er an dieser Aufgabe – Zeuge der Nähe Gottes, Zeuge der Aufgebrochenheit der Welt zum Absoluten hin zu sein – fast zerbrechen. Er wird versagen, sich leer und traurig fühlen, ja gottverlassen. Er wird sich vielleicht vor seinem fördernden Gott verbergen wollen, vor ihm fliehen. Immer wieder wird ihn aber die Liebe in die Knie zwingen und ihn ganz wehrlos machen. Wir fühlen zwar oft, wie hart – ja wie erbarmungslos – unser Leben ist; wie selten unsere Mühen von Erfolg gekrönt werden. Somit kann das Zeugnis vom Himmel eine harte, unter vielen Entsagungen eingeübte Tugend sein. Vielleicht ist sie aber gerade jene Tugend, welche uns anzueignen die gadenhafte Aufgabe dieser Fastenzeit ist.

Somit mündet diese Betrachtung in einer Spiritualität des Zeugnisses vom Himmel, in einem Versuch, die Erfahrung des Himmels durch eigene Bemühung in die Welt des konkreten Alltags zu übersetzen. Wie lebt ein christlicher Mensch heute von der Verheißung des Himmels her? Wie bewältigt er die Enge seiner irdischen Existenz angesichts einer Hoffnung auf endlose Erfüllung? Es seien hier versuchsweise einige Grundmotive dieser Spiritualität namhaft gemacht:

► Absichtslosigkeit. Der menschlichen Person und ihrem Wirken in einer Welt, die aufgebrochen ist auf die göttliche Erfüllung hin, kommt eine Dimension der Unendlichkeit zu. Gott hat in seiner Menschwerdung und Auferstehung das Menschsein sich dermaßen radikal angeeignet, daß das menschliche Sein und Wirken in der Welt einen Wert und ein Gewicht erhalten haben, welche das unmittelbar Angestrebte und Erreichte restlos übersteigen. Durch das Durchsichtige, Lautere und Absichtslose seines Wesens, durch die Vornehmheit seiner Gesinnung, seines Denkens und seiner Begegnung, durch ein Leben, welches Güte ausstrahlt und Hoffnung bringt, legt der Christ Zeugnis davon ab, daß der Mensch und sein Werk hier auf Erden mehr sind als ihre äußere Erscheinung. Durch seine Höflichkeit dem Sein gegenüber bewirkt der Christ bereits eine Gegenwart des Himmels in unserer Welt. In der heiligen Scheu, mit der der Christ dem menschlichen Du, seinen Taten und Werken begegnet, sie selbstlos anerkennt und mit seiner Freundschaft umgibt, beweist er diesem Du, daß es größer ist als jede irdische Erfüllbarkeit. In der vornehmen Zurückhaltung der christlichen Absichtslosigkeit geschieht ein «Wachsen an innerer Größe» in der Welt und somit auch das Wachsen des «Restlos-Größeren», des Himmels.

► Aufgeschlossenheit. In dieser «Zwischenzeit» irdischen Lebens, des «Dem-Himmel-Entgegenstrebens», wäre vielleicht eines der eindrücklichsten Zeugnisse vom Ewigen in einer christlichen Existenz, alle Wahrheiten zu umarmen. Gerade der Christ, der die Brüchigkeit alles Irdischen und die Verheißung des Ewigen erfahren hat, sollte eine Tugend daraus machen, in vorbehaltloser Offenheit die Wahrheit zu suchen. Die Wahrheit ist immer Kunde des Göttlichen, also auch eine Kunde des Himmels. Erst durch ein klarsichtiges und unbestechliches Suchen nach der einen Wahrheit kann die massive Undurchsichtigkeit des Zeitlichen überwunden werden. Weil jegliche Wahrheit Ausdruck der einen göttlichen Wesenheit ist, ist es grundsätzlich nicht möglich, daß der Glaube irgendeiner Wahrheit widerspricht. Das schließt freilich nicht aus, daß zwischen Teilwahrheiten und ihren Vertretern zeitweilig Spannungen auftreten, deren Bereinigung nur durch ein langsames, in Einzelfällen sogar tragisches Ringen um die eine Wahrheit möglich ist. Das Christentum – gerade weil es der Glaube an den Himmel, an restlos klar- und reingewordenes Sein ist – trägt eine glühende Liebe zur Wahrheit in sich. Um aber derart unbefangenen jeglicher Wahrheit gegenüber aufgeschlossen zu bleiben, von der Wahrheit innerlich ergriffen zu sein, muß der Christ das

► Beten neu erlernen. Die Meditation ist heute eine Notwendigkeit, ja geradezu eine Tugend in der Zeit der Krise geworden. Das Gebet will die Welt nicht in ein vordergründiges System der «Bewältigung» zwingen. Es will sie nicht um seiner eigenen Zwecke willen in einen Zusammenhang der Feststellbarkeit zwingen. Sondern: es will sie um ihres eigenen Selbst willen, in ihrer eigenen Kraft und Heiligkeit. Augustinus erfaßte einen wesentlichen Aspekt des Gebetes in der existentiellen Forderung: «Redeamus ad cor et inveniamus eum» – kehren wir zurück zum Herzen und finden wir ihn (Gott). Im Gebet soll eine Wendung nach innen geschehen, zu jenem zentralen Bereich der Existenz, den Augustinus «Herz» nennt. Dieses Zentrale der konkreten Existenz ist der Inbegriff des Menschen. Aus diesem Mittelpunkt steigen die wesenhaften, das Schicksal selbst entscheidenden Gedanken empor. Wegen seiner Verlorenheit nach außen kommt der Mensch des Alltags weitgehend nicht mehr zu sich selbst; und ohne Selbst wird er unfähig zur Begegnung mit dem menschlichen Du. So überwindet das Gebet gerade als «Einkehr in das eigene Selbst» die Isolierung und schafft eine Offenheit für das Du und die Gemeinschaft. Gebet ist also ein zentrales Ereignis der Selbst-

werdung, ein Geschehen, das den Menschen mitten ins Herz trifft. Die Mitte des menschlichen Herzens ist aber Gott, der für uns greifbar wurde in Christus. Demnach bedeutet christliches Beten: Rückkehr zum wesentlichen Zentrum des eigenen Selbst, darin Öffnung zum menschlichen Du und (in dieser Spannung sich vollziehend) die Versenkung in das absolute Sein Gottes in Begegnung mit Christus. Um aber eine solche Haltung in der heutigen Welt nachvollziehen zu können, muß der Mensch sich in das

► Schweigen einüben. Gott und sein Geheimnis sind leise. Gottes Ruf vernimmt man in einer stillen Absichtslosigkeit, in der heiteren Ausgeglichenheit und Unbekümmertheit der Existenz. Indem man – wenn auch nur für einen Augenblick – die Erinnerungen vergißt, die Beunruhigung der Zukunft unbeachtet läßt und ganz in der Gegenwart, in der An-Wesenheit des Absoluten lebt. Das Herz des Menschen beruhigt sich langsam, etwas Großes fängt an, innerlich zu wachsen. Man fühlt sich plötzlich dem Geheimnis verwandt; meint Unsichtbares zu erschauen, Unberührbares zu ertasten, Unerkennbares zu wissen, Unverständliches zu begreifen. Das ganze Dasein wird «horchend». Die ganze Welt steht still. Aus dem Schauen, das sich aus solcher betender Stille verdichtet, erwächst das wesenhafte Wort. Aus der Äußerlichkeit sammelt der Mensch ein Inneres, das leuchtet und wärmt, das Mut gibt zum innigen Verstehen und ruhigen Ausharren. In der brüchigen, leidvollen und begrenzten Existenz der Stillen leuchtet etwas auf, das mit all der Geschäftigkeit der Welt nicht «her-gestellt» werden kann. Es ist das Zeugnis der Stille, der Ruhe und Aufnahmebereitschaft. Der Stille erwächst ein Mensch, in dem andere erfahren können, daß die Welt wesenhaft tiefer ist als der Bereich unseres täglichen Umgangs. Einige Minuten besinnlicher Stille: wäre das nicht die große Aufgabe für die diesjährige Fastenzeit? Welches ist aber das Zeugnis, das uns die Stillen des Christentums geben? Es sind die wesenhaften

► Tugenden christlicher Existenz, in denen das konkrete Leben durchsichtig wird auf den Grund alles Seienden, auf den Himmel. Tugend äußert sich zwar auch in einzelnen Handlungen, ihr Wesen besteht aber in der Gesinnung. Sie ist die Tiefenströmung des verwirklichten Schicksals, die Eindringlichkeit des Fühlens, Erkennens und Entscheidens. Wie legt nun der Mensch in seiner Haltung Zeugnis davon ab, daß in der Welt noch etwas anderes im Entstehen begriffen ist als die «Welt» selber, die Welt der Interessen, des Beherrschens, des Vowärtkommens? Das Entscheidende christlichen Lebenszeugnisses liegt wohl in der Selbstlosigkeit mit ihren zahlreichen Äußerungen: in der zur Lebenshaltung gewordenen Entscheidung, mit den Leidenden zu leiden, mit den Lachenden zu lachen, mit den Freudigen sich zu freuen, auf der Seite der Bedrückten zu stehen, ausgeliefert zu sein der augenblicklichen Not fremder Existenz, niemand für belanglos zu halten, für alles dankbar zu sein, hinzuhorchen auf die innere Wahrheit des Bruders. Diese Haltung ist jenes «Mehr» der christlichen Selbstbescheidung, das Zeugnis davon ablegt, daß der Mensch bereit ist, sich restlos hinzugeben, daß er also an etwas glaubt, das sein eigenes Selbst

und die Welt der Unmittelbarkeit überragt. Es ist das Zeugnis jenes Menschen, der seine Größe darin findet, daß er in der Haltung der vornehmen Rücksichtnahme in alle Beengungen des Lebens hineingeht. Diese Gesinnung – die ja die gelebte Haltung Christi war – bewußt einzuüben, ist eine der dringlichsten Aufgaben christlicher Erneuerung. Schließlich die

► Geduld. Unser Gott bezeichnete sich als Sämann, auf dessen Acker Unkraut und Weizen wachsen und der es seinen Knechten verbietet, das Unkraut auszujäten, damit sie nicht zugleich mit dem Unkraut auch den Weizen ausreißen (Mt 13,24–30). Von uns verlangte er keine Werke der Ungeduld, sondern daß wir sein Wort «in edlem und gutem Herzen aufbewahren und Frucht bringen in Geduld» (Lk 8,15). Ist das nicht unser Leben: Frucht bringen in Geduld? Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Eine neue Welt kündigt sich an. Wenn wir es nicht in uns selbst erschaffen, im Gebet erringen, in der Entsagung «er-fasten», dann wird es nicht eintreten, und unser Leben wird auch weiterhin so dahintrumpeln wie bis jetzt. Die wirkliche Revolution des Geistes geschieht als «Erneuerung der Herzen», in einer Haltung, welche die zukunftsverheißende Gnade in edler und guter Gesinnung aufnimmt, sie darin bewahrt und sie durch den Einsatz der Gesamtexistenz zur Frucht bringt, und zwar mit einer Entschlossenheit und Zähigkeit, die einfach Geduld heißt. Die Ungeduldigen hat Gott gewarnt: «Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, daß er nicht falle.» Der Christ sollte ein Mensch sein, der nicht meint, das Maß aller Dinge zu sein, der nicht zu viel von sich selbst hält, der weder im progressiven noch im konservativen Sinn den Satz auszusprechen wagt: «Ich danke dir, Herr, daß ich nicht so bin, wie die andern Menschen.» Man sollte dem «Gott der Hoffnung» seinen Weg bereiten, Stimme des Rufenden in der Wüste sein, Gott vorauslaufen und sich nicht für würdig achten, seine Schuhriemen aufzulösen. Gott erwartet von uns nichts Großartiges, aber viel Demut und Geduld, einige kleine, vorlaufende und vorläufige Taten, unsere armen Worte der Tröstung für den Bruder und die zurückhaltend-schlichten Zeichen unserer Liebe.

Angesichts der «Großartigkeit» des Schöpfungsgeschehens, die wir in dieser Meditation aufzuzeigen suchten, müssen wir uns fragen: Was sucht mein kleines Leben in dieser herrlichen Umwandlung der Welt? Die Antwort heißt bescheiden: Barmherzigkeit. Seit den allerersten Anfängen des Christentums ist der Ruf nach Barmherzigkeit in unserer Welt verstummt. Diese ist die «Fortsetzung der Weltentstehung» im Bereich des Menschlichen. Der Herr, dessen Namen wir alle tragen, hat die tätige Nächstenliebe hart und ebenbürtig neben das Gesetz der Gottesliebe gerückt. Es sind nicht die schweren und manchmal unerträglichen Lasten, die die Pharisäer und Schriftgelehrten zusammenbündeln und uns auf die Schultern legen, die über das Wesen unseres Christseins letztlich entscheiden. Es sind die Werke der barmherzigen Liebe, zu denen wir insbesondere in der Fastenzeit aufgerufen werden. Teilen und Mitteilen, wo immer ein Mitmensch dessen bedarf, dies ist die Gesinnung des schweizerischen Fastenopfers, der «Aktion Misereor» in Deutschland und des «Familienfasttages» in Österreich. In den Werken der barmherzigen Liebe zeigt sich die eigentliche Tiefe unseres Christseins. Von ihnen soll in einer nächsten Meditation die Rede sein. *Ladislaus Boros*

## Wie Kardinal Lercaro aus dem bischöflichen Amt ausschied

Zu Beginn dieses Jahres, am 10. Januar, hat Papst Paul VI. Kardinal Lercaro von der Aufgabe als Präsident des Consilium für die Liturgie entlastet und dieses Amt Kardinal Gut übertragen. Mit ungeteilter Arbeitskraft wollte sich Kardinal Lercaro wieder seiner Erzdiözese widmen. Doch nur einen Monat später folgte auch hier die Abberufung. Um in die Unruhe, die wegen des Rücktritts von Kardinal Lercaro als Erzbischof von Bologna entstanden ist, etwas Licht zu bringen, veröffentlichen wir eine Zuschrift, die uns aus Italien zugegangen ist. Der Verfasser, ein zuverlässiger Kenner der Situation, weiß auch Bescheid, um zu beurteilen, ob das Vorgehen im Fall Lercaro «gewöhnlich» oder «einmalig» genannt werden muß. Die Unruhe bezieht sich denn auch gerade auf die Art des Vorgehens und weit weniger auf die Frage nach den Gründen, die vielleicht ein allmähliches Zurücktreten des Kardinals zugunsten seines Koadjutors geraten erscheinen ließen.

*Die Redaktion*

Der «Rücktritt» Kardinal Lercaros hat in der öffentlichen Meinung und in der Presse eine erhebliche Ratlosigkeit zur Folge gehabt, und nicht wenige Zeitungen fragen sich, was nun wirklich geschehen sei. Wir halten es für angebracht, einige recht dürftige, aber präzise Umstände mitzuteilen, die zur richtigen Lesart der ganzen Angelegenheit beitragen können.

Am 15. August 1966 reichte der Kardinal als erster von allen residierenden Bischöfen seinen Rücktritt ein. Er tat dies zum Zeichen der Hochachtung vor dem Konzilsbeschluß, der sich auf das 75. Lebensjahr bezieht, obwohl er dieses erst im folgenden Oktober (am 28.) vollenden sollte.

Dieser Rücktritt wurde in einem persönlichen Gespräch zwi-

schen dem Papst und dem Kardinal am 22. September 1966 zurückgewiesen. Am 4. Oktober, dem Fest des hl. Petronius, des Patrons von Bologna, schrieb das «Avvenire d'Italia»: «Der Papst hat jeden Vorbehalt beseitigt, indem er bestimmte, daß der Bischof nicht nur die Leitung der Erzdiözese Bologna, sondern auch die Präsidentschaft des Consiliums für die Liturgie beibehalten solle.» Gleichzeitig wurde dem Kardinal jegliche Hilfe für die Fortsetzung seiner Regierung versprochen: man sagte damals, daß die Frage eventuell wieder aufgegriffen werden könnte, wenn der Kardinal achtzig Jahre erreicht habe.

Tatsächlich begann auf diese Weise ein neuer Abschnitt in der bischöflichen Regierung Lercaros: im Oktober 1966 ernannte er zehn Kommissionen, die konkrete Vorschläge zur Erneuerung der Diözese ausarbeiten und vorlegen sollten, was im März folgenden Jahres auch geschah.

Am 26. November ergriff der Kardinal die Gelegenheit seiner Ernennung zum Ehrenbürger von Bologna im Palazzo d'Accursio, dem Sitz der Zivilverwaltung, dazu, sein Programm noch deutlicher herauszustellen. Er gruppierte es um zwei Punkte: die Bischofsmesse jeden Sonntag in der Kathedrale und die Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Stadt, wodurch er die einzelnen Quartiere direkt erfassen wollte.

Im Januar 1967 verdichtete sich die geistige und pastorelle Einstellung des Kardinals auf das Problem des Friedens durch seine Rede über diesen Gegenstand im Hauptgymnasium der Stadt. Diese Einstellung trieb ihn im Dezember dazu, im Kielwasser der päpstlichen Botschaft der unermüdliche Herold des Friedens zu werden.

Am 9. September fand der feierliche Einzug Msgr. Antonio Pomas in Bologna statt, als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge. Schon lange sprach man von ihm, aber der Einzug hatte sich wegen des schlechten Gesundheitszustandes ebendieses Msgr. Poma verzögert. Daß der Kardinal im Amt bleiben werde, wurde auf diese Weise erneut bestätigt, denn der Koadjutor sollte ja jede eventuell eintretende Kräfteverminderung oder gesundheitliche Störung des Kardinals ausgleichen.

Schon der Rücktritt vom «Consilium», der am 10. Januar 1968 bekanntgegeben wurde – er erfolgte nach vielen «Anfragen» aus Rom –, beschloß eine Periode, in der die Spannungsmomente gegenüber den Momenten der Zustimmung allmählich die Überhand gewonnen hatten.

Aber gerade dieser Verzicht trieb den Kardinal zu vermehrtem Einsatz im Leben der Diözese. Das bezeugt eine ganze Reihe neuer Untersuchungen und Arbeitspläne, die schließlich in der Predigt während des Pontifikalamtes vom 1. Januar 1968 ihren Höhepunkt erreichten.<sup>1</sup> Sein ausgezeichnete Gesundheitszustand (dem Kardinal geht es heute ohne Zweifel viel besser als vor einigen Jahren, etwa in der letzten Konzilsperiode) ist gut verbürgt. Neben seiner ununterbrochenen Arbeit in Rom während der letzten Monate des Jahres 1967 im Zusammenhang mit der Synode für den Liturgierat und dann für den Vorstand der italienischen Bischofskonferenz, bezeugt das Diözesanbulletin einen gut gefüllten Terminkalender für Arbeiten zur Verbreitung der Friedensbotschaft des Papstes. Wir

<sup>1</sup> «Vor einem Jahr habe ich gesagt, daß ich immer mehr und ausschließlich ein Diener des Evangeliums sein wolle und daß von jetzt an das ganze Volk von Bologna in mir nur dem Kündler des Evangeliums begegnen sollte. Jetzt will ich das noch dahin verdeutlichen: In diesem Jahr, das mit einer Botschaft des Papstes an die ganze Welt seinen Anfang nimmt, möchte ich ein Diener der Frohbotschaft des Friedens sein; ich möchte, daß die ganze Kirche Bolognas nur noch eine einzige evangelische Botschaft des Friedens sei – für alle, insbesondere aber für die jungen Leute, damit unsere Jugend eine geistige und geschichtsträchtige Kraft in unserer Zeit werden möge; trotz aller Anfechtungen, aller Mythen, aller kriegerischen Verwicklungen eine ‚Agentin des Friedens‘ und ebendadurch, nach der Verheißung der Seligkeiten, eine wahre ‚Tochter Gottes‘.»

finden hier Aufzeichnungen zu Ansprachen am 22., 29., 30. und 31. Dezember 1967 und am 1. Januar 1968, an dem der Kardinal um 17.30 Uhr seine Predigt während des Pontifikalamtes hielt.

Nur zwischen dem 2. und 10. Januar befahl den Kardinal eine leichte Influenza, aber schon am Sonntag, dem 14. Januar, hielt er wieder, wie gewöhnlich, das Pontifikalamt in der Kathedrale.

Gegen Ende Januar überstürzten sich die Ereignisse. Am 26. Januar wurde dem Kardinal vom Vatikan aus der Besuch eines Bischofs für den folgenden Tag angekündigt. Am 27. Januar kam Msgr. Luigi Civaldi, Sekretär der Kongregation für die Bischöfe, nach Bologna. Der Inhalt seines Gesprächs mit dem Kardinal stand unter päpstlichem Schweigegebot bis zu dem festgesetzten Termin: Montag, den 12. Februar, mittags 12 Uhr. Im Gespräch wurde dem Kardinal mitgeteilt, daß seine bischöfliche Regierungstätigkeit in Bologna in kürzester Zeit ein Ende nehmen müsse. Es wurde ihm nicht einmal Zeit gelassen, noch einige Unternehmungen, die ihm besonders am Herzen lagen, zu Ende zu führen: die Diözesanreform und die Zusammenlegung des theologischen Studiums für alle Diözesan- und Ordenskleriker. Nichts spricht dafür, daß für die (römische) Entscheidung irgendeine Motivation gegeben worden wäre. – Wegen des Schweigegebotes war es dem Kardinal auch verunmöglicht, im Kreis derer, die er verlassen mußte, irgendeine Mitteilung zu machen oder persönlich Abschied zu nehmen.

Am 2. Februar gab Lercaro, nach diesbezüglicher Zustimmung der römischen Kongregation, dem Erzbischof-Koadjutor Kenntnis von der Neuigkeit, wie aus einem Schreiben des neuen Erzbischofs, Msgr. Antonio Poma, hervorgeht.

Sonntag, den 11. Februar, feierte der Kardinal seine letzte Bischofsmesse, ohne die geringste Mitteilung machen zu können. Tags darauf, am 12. Februar, brachte die Agentur Italia eine erste Meldung heraus. Sie erfolgte um 11 Uhr und bewies durch diese Vorwegnahme – um nur eine Stunde – ihren Respekt vor dem Termin, der zuvor für das Ende des Schweigegebots festgesetzt worden war. Der Text sprach von Annahme des Rücktrittsgesuchs des Kardinals von Seiten des Papstes auf Grund des vorgerückten Alters und seines Gesundheitszustandes.

Der «Osservatore Romano» veröffentlichte am Nachmittag ein ganz kurzes offizielles Kommuniqué, in dem es wörtlich hieß: «Der Heilige Vater hat in seinem Wohlwollen dem Verlangen Seiner Eminenz, des hochwürdigsten Herrn Kardinal Giacomo Lercaro entsprochen, auf Grund seines vorgerückten Alters und seines Gesundheitszustandes von der Leitung der Metropolitankirche von Bologna befreit zu werden.» In der gleichen Ausgabe erschien, anstelle eines Dank- und Abschiedsbriefes des Papstes, wie er den zurücktretenden Kurienkardinalen zuteil geworden war, ein Brief des fünfundachtzigjährigen Kardinal-Staatssekretärs Amleto Cicognani. In ihm war von «spontanem Entschluß zum Aufgeben der Bistumsleitung» die Rede, und es wurde die «Ausgiebung himmlischer Wohltaten über diesen Entschluß» herabgerufen.

Um 15.12 Uhr desselben Tages verbreitete die Agentur ANSA die Meldung, Kardinal Lercaro habe an alle Glieder seiner Erzdiözese einen Abschiedsbrief gerichtet, der folgendermaßen beginne:

«Ich öffne das Evangelium, das Lebensbuch für uns alle, als Priester und als Christen, und ich lese: ‚... ich bin ein Mensch unter Befehlsgewalt und wenn ich zu einem Soldaten sage: Komm! so kommt er, zu einem andern: Geh! so geht er, und zu meinem Knecht: Tu das, so tut er's‘ (Matth 8,9).

Mir wurde, es sind jetzt sechzehn Jahre her, vom obersten Hirten der Herde Christi gesagt: ‚Komm!‘, und ich kam und übernahm vertrauensvoll und kühn die Leitung dieser Kirche des heiligen Petronius; mir wird heute vom selben obersten

Hirten gesagt: ‚Geh!‘ und ich gehe, heiter und froh zu gehorchen ...»

Das autoritative Eingreifen in den Bereich eines residierenden Kardinal-Erzbischofs ist absolut ungewöhnlich und vielleicht

einmalig: die Gründe dafür sind aber bis heute nicht bekannt. Das Geschehen wird, nach einem Wort des «Messaggero», gewiß in die Annalen des Pontifikats Paul VI. als bezeichnend für die gegenwärtige Phase eingeschrieben bleiben.

Zur Woche der Brüderlichkeit (17.-24. März)

## DIE THEOLOGISCHE GRUNDLAGE FÜR DEN JÜDISCH-CHRISTLICHEN DIALOG (2)

Unsere zweite These eröffnet einen weiteren Horizont. Der jüdisch-christliche Dialog, um den es zunächst ging, partizipiert an einer Situation, die die ganze Menschheit umfaßt.

Unsere zweite These lautet: Wenn man bejaht, daß Jesus der eine Mittler zwischen Gott und Mensch ist, dann schließt das ein, daß jeder Mensch, der sein Leben auf geistig-moralischer Grundlage aufbaut, von der erlösenden Gnade Jesu Christi berührt worden ist.

Die Beweisführung, daß diese These ein Bestandteil der katholischen Lehre ist, würde mehr Raum beanspruchen, als mir hier zur Verfügung steht. Ich werde mich auf einige Hinweise beschränken.

### Die verborgene Mittlerschaft Christi

Durch das Kommen Christi auf die Erde ist die objektive Situation des Menschengeschlechts verwandelt worden. Was Gott in Jesus Christus für den Menschen getan hat, ist unwiderruflich für die ganze Welt getan. Jesus hat uns offenbart, daß Gott der Vater aller Menschen ist. Jesus hat sich selber als Bruder jedes einzelnen Menschen offenbart. Jesus hat in seinem totalen Sieg am Kreuz und in der Auferstehung offenbart, daß Gott, «der will, daß alle Menschen zum Heil gelangen», sich selbst in den Dialog der Erlösung mit jedem einzelnen Menschen eingelassen hat.

In eine Menschenfamilie hineingeboren zu werden, dadurch freilich auch unwiderruflich in die menschliche Anfälligkeit für die Sünde zu geraten, bedeutet trotz allem auch immer, an der Grundwahrheit der Erlösung Anteil zu erhalten, das heißt: Glied einer Familie zu werden, die durch Jesus Christus auf die Versöhnung mit dem Vater hin Stand gefaßt hat.

Dieses Mysterium wird von der Kirche verkündet, geglaubt und in Sichtbarkeit gefeiert. Das gleiche Geheimnis aber ist verborgen überall am Werk. Wo der Mensch auch stehen mag, in der Kirche oder außerhalb der Kirche, mit Religion oder ohne Religion – er wird ständig vorgefordert, seine zerstörerischen Triebe und seine Sünden einzugestehen, und ständig ergeht der Ruf an ihn, das schale Oberflächendasein aufzugeben und ganz menschlich zu werden. Immer wieder finden die Menschen durch vielfältige religiöse und nichtreligiöse Erfahrungen hindurch zu der Freiheit, sich selbst zu vergessen und an andere zu denken. Wo immer Menschen sind, werden sie zu Selbsterkenntnis und Bekehrung gerufen. Sie werden herausgefordert, sich freizumachen aus der Verstricktheit in das Unwirkliche und sich hinzuwenden zu den mächtigen Wirklichkeiten des menschlichen Daseins. Gleichzeitig wird ihnen klar, daß sie zu einer solchen Umwandlung nicht selbst den Anfang gesetzt haben; daß diese nicht kraft ihres Willens geschieht; nicht durch etwas, auf das sie stolz sein könnten: sie spüren, daß sich in ihnen etwas Wichtiges ereignet hat. Durch die universale Mittlerschaft Christi sind die in der Schrift offenbarten erlösenden Wirklichkeiten wie Reue, Rechtferti-

gung aus dem Glauben, Bekehrung und Gnade überall im menschlichen Leben gegenwärtig. In der gesamten Menschheit ist Gott in Jesus Christus wirkend.

Durch das Kommen Jesu hat uns Gott offenbart, daß sein erlösendes Eingreifen in das Leben der Menschen nicht von außen her geschieht. Offenbarung ist jetzt nicht mehr das wundersame Beiseiteschieben der Naturgesetze: brennender Dornbusch, ein ganz bestimmter Tabernakel oder Tempel. Die Offenbarung, die durch den Sohn Gottes geschieht, der als Mensch lebte, starb und auferstand, ist die, daß Gott innerhalb der Geschichte in das Leben der Menschen eingreift. Gott kommt zum Menschen in sein Alltagsleben und dessen Geschehnisse. Erlösung geschieht an uns, wenn wir andere anhören, wenn wir als Menschen arbeiten und lieben und lachen und weinen. In der strengen Sprache der katholischen Theologie hat das menschliche Leben übernatürliche Qualität und ist als solches das eigentliche Werkzeug der Gnade (via ordinaria salutis).

### Der Entschluß zum Guten

Was geschieht, wenn ein Mensch sein Leben auf dem Entschluß zur Moral aufbaut? Das Wort «Moral» ist hier zweideutig. Ein moralischer Entschluß könnte möglicherweise eine selbstgewählte Zwangsbejahung eines Ideals sein; eine Entscheidung, die sich eher vor der Wirklichkeit verschließt als sich ihr öffnet. Der biblische Typus hierfür ist «der Pharisäer»; der Mensch, welcher meint, er könne dadurch gut sein, daß er es sein will, und der sich dann in ein moralisches Gewand hineinquält, das er sich selber zurechtgeschneidert hat. Aber «moralischer» Entschluß kann auch etwas ganz anderes bedeuten. Er kann die Inpflichtnahme eines Menschen anzeigen, der einen großen Wert gefunden hat und erkennt, daß er seine Anhänglichkeit an die Oberflächendinge abtun muß, um in Treue dem zu dienen, was Schwergewicht hat. Ein solcher Mensch steht in heiliger Scheu vor dem Geschehen, das sich in ihm vollzieht. Er spürt, daß die Wirklichkeit ihn durch die Werte hindurch anrührt, die er nun anerkennt. Aber es wird ihm auch klar, daß Urheber der Öffnung zu dieser Wirklichkeit hin nicht sein eigener Wille war, sondern daß sie ihm geschenkt wurde. Weil er jetzt dem, was in ihm geschehen ist, treu sein will, wird er seinem Leben eine neue Richtung geben. Der biblische Typus hier ist «der Glaubende». Um diese zweite Art des Entschlusses zu kennzeichnen, will ich ihn einen spirituell-moralischen Entschluß nennen.

Ich schließe: Wann immer ein Mensch sein Leben auf einem spirituell-moralischen Entschluß aufbaut, steht er in der erlösenden Gnade Gottes, die ihn im Heiligen Geist unverdienterweise zu größerer Ähnlichkeit mit dem vollkommenen Menschentum umwandelt, das in Jesus Christus ist.

### Begegnung in Ehrfurcht

Dieser theologische Standpunkt berechtigt uns zu der Aussage, daß Christen in größter Ehrfurcht vor den Menschen stehen

müssen, die sich entschieden haben, das Gute in ihrem Leben zu verwirklichen und den unaufhörlichen Forderungen zu entsprechen, die es an sie stellt. Wer an solche Menschen mit dem Ansinnen herantritt, sie sollten sich zu Christus bekehren, ist fühllos gegen das Wirken Christi in ihnen. Die Christusbotschaft ist ja nicht mehr etwas außerhalb ihrer selbst; sie geschieht in ihrem Innern. In dieser Weise also kann der Christ Christus in seinen Brüdern begegnen, und dies auch außerhalb der Grenzen der Kirche. Wenn man nun aber auch Gottes erlösendes Tun in andern erkennt, so bedeutet das doch nicht, daß das Geschick dieser Menschen sich nicht mehr wandeln werde, noch daß sie nicht – wie andere Menschen auch – viele Bekehrungen nötig haben werden, noch bedeutet es, daß sie durch den Heiligen Geist nicht etwa zu dem Bekenntnis gebracht werden könnten, daß Jesus Christus der Urheber der Erlösung ist, noch auch, daß das in der Kirche offen verkündete Mysterium der Erlösung für sie ohne Bedeutung sei. Das erlösende Handeln Christi in den andern impliziert, daß die eigentliche Kommunikation mit ihnen der Dialog ist. Der Christ muß andern zuhören, bevor er zu ihnen sprechen kann. Er wird ihnen nur dann etwas zu sagen haben, wenn er einsieht, daß er etwas von ihnen zu lernen hat. Da Jesus Christus in uns und in den andern wirkt, ist er, das fleischgewordene Wort, das Formalobjekt des zwischenmenschlichen Dialogs.

► Das führt uns zu der dritten These. – Die theologische Entwicklung in der katholischen Kirche, das heißt: das umfassendere Verstehen des göttlichen Erlösungswerkes in Jesus Christus hat dazu geführt, daß die Christen die Sendung der Kirche neu überdenken, wobei bislang noch viele Probleme der Lösung harren. – Wenn Gott in der gesamten Menschheitsfamilie sein Erlösungswerk vollzieht, und wenn die Kirche nicht nur zu andern spricht, sondern ihnen auch zuhört, dann läuft das auf eine ernsthafte Herausforderung an die traditionelle Missionsarbeit heraus. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn wir hinsichtlich der Missionsaufgaben auf viele einander widersprechende Ansichten und Bestrebungen stoßen.

### Herausforderung an die traditionelle Missionsarbeit

Die Unterschiede der Auffassungen traten im Vatikanischen Konzil offen zutage. Drei verschiedene Dokumente handeln von dem Sendungsauftrag der Kirche. Das «Dekret über die Tätigkeit der Missionen» bietet das traditionelle Verstehen der Missionen als die Bekehrung der Ungläubigen dar. Die «Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen» bezeichnet als Missionsauftrag in erster Linie den schöpferischen Dialog mit andern, und die «Konstitution über die Kirche in der Welt von heute» sieht die entscheidende Sendung der Kirche in ihrer glaubwürdigen Öffnung zu der ganzen Menschengemeinschaft hin und im Dienst an andern, damit das Leben menschlicher werde.

Die drei Anschauungen über den kirchlichen Sendungsauftrag sind insofern einander ähnlich, als sie ihn alle als zum Wesen der Kirche gehörig betrachten; seine Erfüllung stellt ihren wesenhaften Gehorsam Gottes Ruf gegenüber dar, ihren von Gott geforderten Dienst, den Menschen nach dem Bild Christi neu zu bilden, und als einen Auftrag, dem Gottesreich so zu dienen, daß Gottes Wille in der geschichtlichen Wirklichkeit so geschehe, wie er im Himmel geschieht. Gleichzeitig aber unterscheiden sich diese Konzepte des Missionsauftrags erheblich voneinander, und es ist dem Vatikanischen Konzil nicht gelungen, sie in einer theologischen Synthese zum Einklang zu bringen.

Auch die Lehre der Schrift selber scheint eine ganz widerspruchsfreie Auslegung nicht zu ermöglichen. Uns allen sind die erhabenen Worte bekannt, mit denen Jesus die Apostel in die Welt sendet, damit sie die Frohe Botschaft verkünden und die Menschen im Namen des Vaters und des Sohnes und des

Heiligen Geistes taufen. Wir haben weiterhin das strahlende Vorbild der Kirche der Apostel, die ganz darin aufgeht, Ungläubige zum Evangelium zu bekehren. Gleichzeitig aber begegnen wir Stellen im Neuen Testament, die nachdrücklich darauf hinweisen, daß Gott in Jesus Christus die Menschheit unwiderruflich mit sich selbst versöhnt hat, und daß die Wirkung von Gottes Handeln in Jesus ebenso weitgehend und noch tiefer ist als die Folgen der Sünde Adams. Alle Völker haben nun Anteil an dem Bund, den Gott anfangs mit Israel geschlossen hat. Mehr noch: Uns wird gesagt, der Mensch erhalte wesentlich dadurch Anteil an der Erlösung, daß er auf Gottes Stimme höre und seinen heiligen Willen erfülle. So ist es in einer von Jesus erzählten Geschichte nicht der Samariter, der Außenseiter, der der Bekehrung bedarf, sondern der Rechtgläubige. Jesus verkündet, daß im Letzten Gericht der Mensch nicht auf Grund einer Glaubensaussage ein gnädiges Urteil erwarten kann, sondern daß es nach dem Maß der Liebe gefällt wird, die er dem Geringsten seiner Brüder erwiesen hat. Das Neue Testament bezeugt der Kirche, sie sei das einzige Werkzeug der Gnade; gleichzeitig aber bestätigt es Gottes allumfassende Erlösersorge seinem Volk gegenüber. Man könnte sich daher vorstellen, daß das Neue Testament die christliche Kirche nicht auf einen bis in alle Einzelheiten festgelegten Inhalt des Missionsbegriffes verpflichtet hat. Es kann sehr wohl sein, daß mehrere Konzepte für den Sendungsauftrag im Einklang mit der Lehre der Apostel stehen und daß es von der historischen Situation der Kirche und von der Führung des Heiligen Geistes abhängt, in welchen Vorstellungsinhalten die Kirche in einer zeitlich gegebenen Wirklichkeit den Missionsauftrag erfüllt.

Für mich ist es denkbar, daß die theologische Entwicklung, die in der Kirche vor sich gegangen ist, zu einem von dem traditionellen Bild erheblich abweichenden Verständnis ihres Sendungsauftrags geführt hat. Möglicherweise wird seine Erfüllung einmal einfach darin bestehen, daß sich die Kirche mit allen Menschen in den Dialog einläßt. In der Vergangenheit haben wir Mission fast nur als bewußtes Einwirken einer fertigen Kirche auf Menschen «draußen» gesehen; heute erkennen wir klarer, daß die Kirche selber durch den Gehorsam gegen ihren Sendungsauftrag tief modifiziert wird. Dialog und Co-operation sind Werkzeuge des Heiligen Geistes, der beide Partner in die Absichten hineinzieht, die Gott mit ihnen hat. Weil Dialog erlösende Kraft in beiden Partnern entfaltet, wird die Kirche in der Ausübung ihres Sendungsauftrags wahrer sie selber. Die Kirche kann – das ist durchaus denkbar – in Zukunft die Treue zu Christi Missionsbefehl darin sehen, daß sie durch den Dialog, in den sie sich mit andern Religionen und mit der Welt einläßt, vor allen Menschen Zeugnis für ihren Herrn ablegt.

### Heilsfunktion der großen Weltreligionen?

In diesem neuen theologischen Klima haben nun die christlichen Kirchen begonnen, sich die Frage zu stellen, ob die großen Weltreligionen auch ihren Platz in Gottes Erlösungsplan haben. Ist Gott in anderen Religionen erlösend am Werk? Ist es der Wille Gottes, daß die Gläubigen anderer Religionen in ihren religiösen Überzeugungen erschüttert werden, sich von ihnen lösen und so für die Botschaft des Evangeliums frei werden? Oder ist es Gottes Wille, daß diese Gläubigen ein schärferes Gehör für die sie anfordernden Elemente in ihrer eigenen Religion bekommen und so zu Selbsterkenntnis, zu Wahrhaftigkeit, zu Vertrauen, zu Selbstüberschreitung gedrängt werden? Eine immer wachsende Zahl katholischer Theologen ist bereit, erlösendes Tun Gottes in den großen Weltreligionen anzuerkennen. Das heißt nicht notwendig, daß solche Theologen den göttlichen Ursprung dieser Religionen oder die Wahrheiten ihrer Lehren behaupten; wesentlich für die Erlösung ist nur, daß durch bestimmte Aspekte solcher

Religionen der Anruf Gottes zu den Glaubenden dringt und sie immer wieder aus Selbstbezogenheit zu Selbstlosigkeit bekehrt.

Auf der Grundlage theologischen Verstehens der andern Religionen kann es geschehen, daß die Kirche selber ihren Sendungsauftrag ihnen gegenüber als eine Dialog- und Kooperationsbewegung definiert, als eine echte übernatürliche Wirksamkeit, bei der die in sie Einbezogenen dem Heiligen Geist offenstehen, Gottes erlösendem Tun überlassen und in Gottes frei geschenkten Gaben geeint sind.

Augenblicklich freilich bleiben die Fragen, die an den Missionsauftrag gestellt sind, noch unbeantwortet. Wir wissen zu wenig über die Rolle, die Gott in andern Religionen spielt. Wir stehen hier vor einer unbeantworteten Frage, mit der die Kirche wohl einige Zeit leben muß in der Hoffnung, der Geist, der in ihr lebendig ist, werde ihr eines Tages die Führung angedeihen lassen, deren sie bedarf.

### Die Sendung an den Juden: Dialog

Unter den nichtchristlichen Religionen nimmt aber eine Religion eine ganz einzigartige Stellung ein: der Judentum. Hier weiß der Christ aus der Schrift, daß der wahre Gott gegenwärtig ist und daß er im Gottesdienst der Synagoge zu seinem Volk spricht.

► Die vierte These ist diese: Der Sendungsauftrag der Kirche in bezug auf die jüdische Religion besteht im Dialog. Wir haben weiter oben ausgeführt, daß die Frage des kirchlichen Sendungsauftrags in bezug auf die Weltreligionen noch ungeklärt ist. Das Vatikanische Konzil hat die Tür weit offen gelassen. Weil der Judentum aber seinen Ursprung in dem verkündeten und niedergeschriebenen Wort Gottes hat, kann der katholische Theologe mit innerster Sicherheit erklären, daß die Sendung der Kirche hier schlechthin der Dialog ist. Die Vatikanische Deklaration nähert sich dieser Auffassung in der Formulierung: «Da also das Christen und Juden gemeinsame geistliche Erbe so reich ist, will die Heilige Synode die gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern, die vor allem die Frucht biblischer und theologischer Studien sowie des brüderlichen Gesprächs ist» (Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, Nr. 4).

Jüdische Existenz gründet auf dem Bund, den Gott mit seinem Volk am Sinai schloß. Jüdische Religiosität ist geschaffen und genährt durch das Wort Gottes, das in der Geschichte seines Volkes offenbart worden ist. So erklärt das Konzil in der angeführten Stelle: «Die Kirche hat auch stets die Worte des Apostels Paulus vor Augen, der von seinen Stammesverwandten sagt, daß ihnen die Annahme an Sohnes Statt und die Herrlichkeit, der Bund und das Gesetz, der Gottesdienst und die Verheißungen gehören wie auch die Väter und daß aus ihnen Christus dem Fleische nach stammt» (Röm 9,4-5).»

Die Kirche anerkennt in vollem Umfang, daß Gott weiterhin seine Verheißungen Israel gegenüber einhält. Obwohl die Synagoge den Welterlöser nicht angenommen hat, bleiben die gläubigen Juden Gott teuer; sie sind es, an die er sein rettendes Wort richtet.

### Entwicklungen im Judentum

Gleichzeitig aber werden die Christen lernen müssen, die jüdische Religion im Lichte ihrer langen Geschichte zu sehen. Wir können nicht immer weiter den Judentum als das Tor zum Christentum betrachten. Oft sehen wir in gläubigen Juden einfach potentielle Christen, und so schätzen wir sie nicht als das, was sie sind, sondern als das, was sie sein könnten. Wir neigen dazu, zu vergessen, daß eine fast zweitausendjährige Geschichte uns vom Neuen Testament trennt. Seit jener Zeit hat nicht nur die christliche Kirche viele Entwicklungen

durchgemacht, auch der Judentum hat seine Geschichte, seine Traditionen und seine Entwicklung gehabt. Wenn auch die Apostel das Evangelium als in Kontinuität mit dem Glauben Israels stehend ansehen konnten, so wäre es doch unrealistisch, wollten wir in dieser Weise das Verhältnis zwischen dem heutigen Christentum und dem heutigen Judentum sehen. Wir können die Geschichte nicht zurückdrehen. Obgleich auch der heutige Judentum auf die Schrift gegründet ist und durch sie genährt wird, müssen wir doch klar sehen, daß er durch eine komplizierte Geschichte und eine Unzahl verschiedenster Faktoren eine Religion eigenen Rechtes geworden ist, nicht mehr der unmittelbare Vorläufer des Christentums (wie es in der Zeit der heiligen Petrus und Paulus der Fall war), sondern eine Religion, die zwar eng mit dem Christentum verwandt ist und sich eines gemeinsamen Erbes mit ihm erfreut, die aber ihre eigene Rolle und Aufgabe in der Welt hat. Es ist nicht die Bestimmung des Judentums, zu verschwinden und dem Christentum Platz zu machen; der Judentum spielt vielmehr weiterhin eine positive Rolle im Erlösungsplan Gottes. Die erlösende Gegenwart Gottes in der jüdischen Religion ist die Quelle ihrer außerordentlichen Vitalität und ihrer Spannkraft all ihren Gegnern gegenüber.

Gerade aus diesem Grund, so will mir scheinen, hat die Kirche den ganz einzigartigen Sendungsauftrag für die Juden. Das universal noch ungelöste Problem des kirchlichen Missionsauftrags kann im Hinblick auf den Judentum gelöst werden. Hier ist es der eindeutige Auftrag der Kirche, mit den Juden in Dialog zu treten. Ein solcher Dialog wird nicht nur geheime Vorurteile beseitigen und zwischen Juden und Christen wachsende Freundschaft entstehen lassen (das ist eine Mindestforderung!), sondern er wird auch das Selbstverständnis von Christen und Juden vertiefen. Wie wir weiter oben ausführten, werden beide Partner echte Einsicht in die Absichten gewinnen, die Gott mit ihnen hat. Der Dialog öffnet beide Partner für den Geist Gottes, der in ihnen ein tieferes Selbstverständnis weckt.

Der übernatürliche Charakter des Dialogs schützt uns davor, ihn als eine rein weltliche Aktivität zu betrachten. Das Selbstverständnis der Religion selber wird berührt. In uns und in andern verändert sich wirklich etwas, wenn wir uns in ein echtes Gespräch miteinander einlassen.

### Ausblick auf die Endzeit

Steht diese Auslegung des kirchlichen Sendungsauftrags den Juden gegenüber in Einklang mit der christlichen Lehre von der Eschatologie? Bestimmend ist ja nicht das Leben auf dieser Erde, sondern der kommende Äon. In diesem Zusammenhang zitieren wir wiederum die Deklaration des Vatikanum (Nr. 4): «Mit den Propheten und mit demselben Apostel erwartet die Kirche den Tag, der nur Gott bekannt ist, an dem alle Völker mit einer Stimme den Herrn anrufen und ihm ‚einträchtig dienen‘ (Soph 3,9).»

Zu welchem Äon gehört diese endgültige Versöhnung? Ein anderes Konzilsdokument spricht von dem Äon der Glorie: «Die Kirche, zu der wir alle in Christus Jesus berufen werden und in der wir mit der Gnade Gottes die Heiligkeit erlangen, wird erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet werden, wenn die Zeit der allgemeinen Wiederherstellung kommt (Apg 3,21). Dann wird mit dem Menschengeschlecht auch die ganze Welt, die mit dem Menschen innigst verbunden ist und durch ihn ihrem Ziel entgegengeht, vollkommen in Christus erneuert werden (vgl. Eph 1,10; Kol 1,20; 2 Petr 3,10-13)» (Konstitution über die Kirche, Nr. 48). Christen schauen aus in die Zukunft nach dem endgültigen Sieg Gottes unter den Menschen, der die vollkommene Versöhnung des Menschengeschlechts sein wird. Aus der eschatologischen Botschaft der Kirche lernen wir die Zielrichtung der Gnade in dieser Welt kennen. Durch die Botschaft vom Letzten Tag können wir

sicher sein, daß die göttliche Gnade in diesem Leben Freundschaft und Einheit unter den Völkern der Welt schaffen will. Aber der Sieg des Wirkens Gottes unter uns wird durch die Bekehrung der Juden zum Christentum nicht beschleunigt. Wenn ein Jude durch persönliches Erfahren und eigenes Geistesbemühen zum Glauben an Jesus Christus gelangt und in die Kirche aufgenommen wird, dann hat das mit der eschatologischen Versöhnung wenig zu tun, die unser am jüngsten Tag wartet, und hat nichts zu tun mit der Erwartung solcher Versöhnung in der jetzt unter den Völkern wachsenden Gemeinschaft. Die Kirche hat nicht den Auftrag, die Juden zu bewegen, ihre eigene Religion im Stich zu lassen und eine andere anzunehmen. Kirchliche Aufgabe ist es ausschließlich, mit den Juden in Dialog zu kommen, das gemeinsame Vätererbe zu entdecken, die Brüderlichkeit zu vertiefen und offenzustehen für die Umwandlung, die Gott durch echtes Miteinander-Sprechen in uns schafft. Solche wachsende Bruderschaft der göttlichen Gaben, die uns gemeinsam sind, antizipiert und beschleunigt so das Kommen des Tages, an dem alle

Völker Gott mit einer einzigen Stimme preisen werden. Wenn wir also in den Sinngehalten des Dialogs den Auftrag der Kirche für die Juden verstehen, so wird damit die eschatologische Botschaft des Neuen Testaments nicht etwa beiseite geschoben, es wird ihr vielmehr gleichsam eine ganz bestimmte Anwendbarkeit gegeben. Die Kirche übt den ihr anvertrauten Auftrag aus, wenn sie sich selber eingliedert in das sehnliche Verlangen der Menschenfamilie, eins zu werden in den göttlichen Gaben, die allen geschenkt sind.

*Gregory Baum O.S.A., Toronto*

*Der Autor*

*Gregory Baum*, geboren am 20. Juni 1920 in Berlin. Augustiner. Priesterweihe 1954. 1947 erwarb er den MA in Mathematik an der Staatlichen Universität Ohio, USA. 1956 promovierte er in Freiburg (Schweiz). Er ist Professor am St. Michael's College, Toronto (Ont.), Kanada, und beratendes Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen. Er ist Herausgeber der Zeitschrift «The Ecumenist» und Mitherausgeber des «Journal of Ecumenical Studies». Von seinen Schriften wurde «The Jews and the Gospel» (1961) ins Deutsche übertragen: «Die Juden und das Evangelium», Benziger-Verlag, Einsiedeln 1963.

## LEBEN AUS DER RETORTE?

Am 15. Dezember vergangenen Jahres machten die Naturwissenschaften wieder einmal Schlagzeilen. Leben sei künstlich hergestellt worden, verkündeten Tageszeitungen, Illustrierte und Wochenblätter. Falls der Leser, angelockt oder aufgeschreckt durch den Titel, sich auch für den Kleindruck interessierte, so konnte er zum Beispiel im «Spiegel» (Nr. 52/1967, S. 115 f.) unter der Rubrik «Forschung» folgendes erfahren:

«Zweimal in diesem Jahrhundert hat die mächtigste Nation der Welt ihre Kraft zusammengenommen, um wissenschaftlich-technische Höchstleistungen zu vollbringen: beim Bau der Atombombe und bei dem Vorhaben, drei Amerikaner zum Mond zu schießen. Sie tat es ein drittes Mal, als im Herbst 1965 Dr. Charles C. Pritch, Präsident der Amerikanischen Chemischen Gesellschaft, ein neues ‚nationales Ziel‘ verkündete: die Erschaffung von Leben im Labor.

Am Donnerstag letzter Woche (14. Dez.) ... konnte Präsident Johnson den ersten ‚spektakulären Durchbruch‘ an dieser dritten Front verkünden: Wissenschaftlern der Stanford-Universität in Palo Alto (Kalifornien) war es gelungen, den ‚biologisch aktiven Kern eines Virus zu synthetisieren‘ ... Aus den einfachen Urbausteinen lebender Organismen, den Aminosäuren, hatten die kalifornischen Wissenschaftler – genau nach dem genetischen Muster einer Virus-Art namens ‚Phi X 174‘ – eines jener Riesenmoleküle zusammengebaut, die alle Lebensvorgänge steuern: Desoxyribonukleinsäure (DNS) ...

Nicht nur, daß sie die Wortfolge des gesamten Broschürentextes (gemeint ist die Reihenfolge der Urbausteine des DNS-Moleküls) Buchstabe für Buchstabe entzifferten – sie waren auch in der Lage, über Hunderte von Zwischenreaktionen dieses chemische Lebensbuch für das Virus ‚Phi X 174‘ in der Retorte nachzutexten.»

Soweit der «Spiegel», und wenn es der «Spiegel» sagt, dann wird es wohl stimmen!

Für den Kenner und selbst für den Amateur in Molekularbiologie tönt manches in dieser Nachricht verdächtig. Die Bausteine der DNS sind nicht Aminosäuren, aus denen sich ja die Proteine (Eiweiße) aufbauen, sondern Nukleotide. Bis vor kurzem war noch von keinem DNS-Molekül die Reihenfolge der Nukleotide bekannt (ganz im Gegensatz zu den Proteinen, deren Aminosäuresequenzen schon für eine stattliche Anzahl unter ihnen bekannt sind). Erst letztes Jahr gelang die Aufklärung der Nukleotidsequenz an einem verwandten Molekül, der sogenannten Transfer-Ribonukleinsäure (t-RNS).<sup>1</sup> Diese Moleküle bestehen aus rund hundert Nukleotiden, die Virus-DNS aber, die synthetisch hergestellt worden sein soll, enthält zirka 5500 Nukleotide. Und dabei handelt es sich um ein kleines DNS-Molekül! Was also ist tatsächlich geschehen?

<sup>1</sup> Für weitere Einzelheiten vgl. «Orientierung» 30 (1966), S. 41–45.

## Kornbergs Experiment

Machen wir uns zunächst klar, was ein Virus ist! Das Wort bedeutet «Gift». Es handelt sich um Erreger von Krankheiten aller Art. Sie befallen alle Organismen, sogar Bakterien – man nennt sie in diesem Fall (Bakterio-)Phagen. Größenordnungsmäßig verhalten sie sich zu einem Bakterium wie etwa eine Fliege zu einer großen Dauerwurst. Ihr Bau ist verhältnismäßig einfach: ein Mantel aus meist gleichartigen Proteinmolekülen umhüllt einen Kern, bestehend aus einem einzigen DNS-Molekül. Der primäre Unterschied zwischen den verschiedenen Virus-Arten liegt in der verschiedenen Reihenfolge der Nukleotide ihrer DNS. Daraus ergeben sich die Unterschiede in Wirkung und Gestalt (sichtbar nur im Elektronenmikroskop). Wie die Reihenfolge von Punkten und Strichen auf einem Morseband Information enthält, so auch die Reihenfolge der vier verschiedenen Arten von Nukleotiden im DNS-Molekül. Dieses läßt sich als Träger von Information mit einem Lochstreifen vergleichen, der den Produktionsapparat einer automatisierten Fabrik steuert. Die Fabrik, das ist das Zellplasma, zum Beispiel einer Bakterienzelle; der Produktionsprozeß, das ist der Stoffwechsel dieser Zelle. Gerät der «Lochstreifen» eines Virus-Teilchens in das Innere einer Bakterienzelle, so übernimmt er die Steuerung der Stoffwechselprozesse der Wirtszelle. Der bisher steuernde, hauseigene «Lochstreifen» (Bakterien-DNS) wird durch den Virus-«Lochstreifen» (Virus-DNS) mindestens teilweise ausgeschaltet. Die Virus-DNS enthält vor allem zwei Befehle: 1. Reproduziert den Virus-«Lochstreifen». 2. Baut Mantelproteinmoleküle nach den Anweisungen des Virus-«Lochstreifens». Vermutlich bestehen noch weitere Befehle, zum Beispiel: Fügt Virus-DNS und Mantelprotein zu neuen Virus-Teilchen zusammen. Der Produktionsapparat des Bakteriums führt nun diese Befehle aus bis zur Erschöpfung. Die befallene Zelle, gefüllt mit selbst produzierten Virus-Teilchen, platzt, die Virus-Teilchen werden frei und können nun passiv zu neuen Wirtszellen verschleppt werden.

Was war nun die Absicht Dr. Arthur Kornbergs? Er wollte ein natürliches DNS-Molekül nachbauen, um die allgemein akzeptierte Hypothese über die Weise, wie lebende Zellen DNS synthetisieren, zu verifizieren. Zu diesem Zweck wählte er Virus-DNS, weil sich der Erfolg des Nachbaus relativ leicht an der bakterienzerstörenden Wirkung der künstlichen DNS nachprüfen läßt. Er wählte das DNS-Molekül des Virus «Phi X 174», weil es relativ klein und nur aus einem einfachen,

ringförmig geschlossenen DNS-Faden besteht (normale DNS-Moleküle sind komplizierter gebaut: sie stellen einen Doppelfaden dar, der einer verdrehten Strickleiter gleicht).<sup>1</sup>

Wie ging nun Kornberg voran? Es mußten zunächst Virus-Teilchen des Typs «Phi X 174» gesammelt, ihre Hülle aufgebrochen und die freigewordenen, ringförmigen DNS-Moleküle abgetrennt werden. Die so gewonnene DNS diente als Vorlage. Kornberg versuchte aber gar nicht, die 5500 Nukleotide der Reihe nach abzutrennen, zu identifizieren, so ihre Reihenfolge zu bestimmen und sie nachher in der gleichen Reihenfolge wieder zusammzusetzen. Nicht nur, weil das zurzeit nur schwer möglich ist, sondern vor allem, weil ihn die künstliche Synthese gar nicht interessierte, sondern die biologische, das heißt jene, die in lebendigen Zellen tatsächlich abläuft. Deswegen überließ er die Arbeit des Kopierens den «Produktionsmaschinen» (Enzymen) der vom Virus befallenen Wirtszellen.

Zu diesem Zweck mußte er aber aus den Wirtszellen, in unserem Falle Darmbakterien, aus Hunderten verschiedener Enzyme jene isolieren, von denen er vermutete, daß sie für die Synthese der DNS in lebenden Zellen verantwortlich seien. Es sind dies eine sogenannte DNS-Polymerase, eine Ligase und eine DNS-Nuklease. Die Polymerase reiht freie Nukleotide aneinander. Als Vorlage (Matrize) dienen ihr die aus Virus-Teilchen stammenden DNS-Moleküle. Genau genommen reiht sie Nukleotide aneinander, die sich komplementär zu den Bausteinen der Vorlage verhalten. Es entsteht daher ein Negativ der als positiv betrachteten Matrize.<sup>1</sup> Die Ligase (joining enzyme), ein Enzym, das erst 1967 von nicht weniger als fünf unabhängigen Forscherteams in den USA entdeckt wurde, schließt den von der Polymerase gebauten negativen DNS-Faden zu einem Ring zusammen. Die DNS-Nuklease dient in einer nicht genau durchschauten Weise der Trennung von Matrize und Kopie. Die Beschaffung der Bausteine (vier verschiedene Nukleotide: Adenosin-, Guanosin-, Cytidin- und Thymidinphosphat) war das geringste Problem. Sie sind kommerziell zu haben. Kornberg verwandte allerdings einen natürlich nicht vorkommenden Baustein. Anstelle des Thymidinphosphates wählte er das Brom-Uridinphosphat, das ein höheres spezifisches Gewicht aufweist. Die den Bakterien geborgten «Produktionsmaschinen» (Enzyme) werden durch diesen kleinen «Materialfehler» offensichtlich nicht gestört. Dieser gestattet aber dem Experimentator, die leichtere Vorlage von der schwereren Kopie durch Zentrifugieren wie den Rahm von der Magermilch zu trennen. Die Nukleotide müssen noch aktiviert werden, sonst können die Enzyme mit ihnen nichts anfangen. Die Aktivierung geschieht dadurch, daß dem schon vorhandenen Phosphorsäurerest noch zwei weitere angehängt werden. Die Bindungen zwischen ihnen enthalten die für die Synthese notwendigen Energien.

Damit ist alles für den Versuch «in vitro», das heißt im Reagenzglas, vorbereitet: in einem wässrigen Medium mit ganz bestimmten Eigenschaften werden die aktivierten Nukleotide, die als Vorlage dienende natürliche DNS des Virus, die beiden Enzyme Polymerase und Ligase, zusammengegeben. Die Polymerase baut zur einsträngigen DNS-Vorlage eine negative Kopie, die an der positiven Vorlage zunächst haften bleibt. Die Ligase schließt die Kopie zu einem Ring. Die entstandene doppelsträngige DNS muß nun isoliert und mit Nuklease in Berührung gebracht werden. Unter ihrer Wirkung und durch nachfolgende Wärmebehandlung lösen sich die beiden Stränge. Man erhält ein Gemisch von einsträngigen positiven und negativen DNS-Molekülen, die sich durch Zentrifugieren bei vielen 10 000 Touren/Minute infolge der Verschiedenheit ihrer spezifischen Gewichte trennen. Der ganze Prozeß läßt sich wiederholen, indem man nun als Vorlage die im Reagenzglas gewonnene negative DNS wählt und so künstliche positive DNS erhält.

Bringt man nun die negativen Stränge der ersten Generation

oder die positiven Stränge der zweiten Generation mit speziell präparierten Darmbakterien in Berührung, so geraten diese DNS-Moleküle auch ohne Hilfe ihres Mantelproteins in die Bakterien und verhalten sich dort genau so wie die natürliche Virus-DNS. Das erkennt man daran, daß nach einiger Zeit zahllose Virus-Teilchen entstehen, die sich in ihrer Aktivität in nichts von den natürlichen Virus-Teilchen derselben Art unterscheiden. Das ist nur deswegen möglich, weil der als Vorlage dienende natürliche «Lochstreifen» im Reagenzglas exakt kopiert wurde. Denn schon kleine «Druckfehler» (zum Beispiel Einbau falscher Nukleotide oder Ausfall von Nukleotiden) machen den «Lochstreifen» unbrauchbar. Fehlerhafte Virus-DNS wirkt nicht mehr infizierend.

### Erreichtes und nicht Erreichtes

Was ist nun das Ergebnis? Ein Erstes: Es handelt sich um eine Synthese der Virus-DNS «in vitro». Synthesen «in vitro» stehen meist am Ende mühevoller Analysen und sind deren Krönung. Mit ihnen läßt sich endgültig zeigen, wieviele und welche Enzyme von einer Zelle eingesetzt werden, um eine bestimmte Synthese zustandezubringen. Im Reagenzglas läuft genau derselbe Prozeß mit denselben Hilfsmitteln ab wie in der lebenden Zelle, nur isoliert von allen anderen in der Zelle gleichzeitig laufenden Prozessen. Damit ist aber gesagt, daß es sich nicht um eine Totalsynthese handelt. Das wäre erst der Fall, wenn auch die verwendeten Enzyme künstlich hergestellt und die Nukleotide der Matrizen-DNS mit nicht-biologischen Hilfsmitteln (das heißt ohne geborgte Enzyme) aneinander gereiht worden wären. Weder an das eine noch an das andere kann zurzeit gedacht werden. Die genauere Struktur der Polymerase ist unbekannt, und solange sie unbekannt bleibt, ist an ihre Synthese nicht zu denken. Nukleotide «abiologisch» zu verknüpfen, ist chemisch bestimmt keine Unmöglichkeit, setzt aber die Kenntnis der Reihenfolge der 5500 Nukleotide voraus, und diese fehlt zurzeit ebenfalls.

Ein Zweites: Das Experiment hat nichts mit künstlicher Herstellung von Leben zu tun. Kornberg selber meinte in der Pressekonferenz, es gäbe keine Definition von Leben, die sowohl Wissenschaftler wie auch Laien befriedigte. Er wich damit der Beantwortung der Frage, ob Leben erzeugt worden sei, salomonisch aus. Wenn man von einer Definition verlangt, daß sie sage, was nun Leben eigentlich und letztlich sei, so gibt es sie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus tatsächlich nicht. Verlangt man von einer Definition des Lebens einfach ein Kriterium, wonach man Objekte der Erfahrung eindeutig als lebendig qualifizieren kann, so ist eine solche Definition sehr wohl möglich und wird von jedem Biologen auch angewandt, selbst wenn dieser es der Komplexheit seines Gegenstandes schuldig zu sein glaubt, eine Definition als aussichtslos erklären zu müssen. Lebendig wäre demnach jedes Objekt unserer Erfahrung, das eine bestimmte Raum-Zeit-Gestalt hat und sich selbst reproduzieren kann.

▷ Bestimmte Zeitgestalt: Lebewesen entwickeln sich innerhalb bestimmter Zeitgrenzen, die nicht beliebig weit auseinanderliegen können. Sie beginnen als befruchtete Eizelle (bei Einzellern als Tochterzelle nach einer Zellteilung), wachsen heran zu bestimmter Größe und enden im Tode (bei Einzellern in einer Teilung der Zelle, die zu zwei Tochterzellen führt). Kristalle zeigen keine bestimmte Zeitgestalt. Ein millimetergroßer Feldspatkristall kann Milliarden von Jahren älter sein als ein tonnenschweres, mannshohes Exemplar.

▷ Bestimmte Raumgestalt: Organismen streben eine arttypische Gestalt an und suchen sie auch unter ungünstigen Bedingungen zu halten. Nicht so kristalline und amorphe Stoffe. Sie zeigen keinerlei Tendenz, ihre Gestalt und innere Struktur auch bei veränderten Bedingungen aktiv zu halten. Sie können zudem jede beliebige äußere Gestalt annehmen, wie jedes Stück Gußeisen zeigt. Gestalt besagt weiterhin Struktur (und zwar schon auf molekularer Ebene), der man es ansieht, daß sie zum

Funktionieren da ist. So etwas gibt es im unbelebten Raum auch nicht in Andeutungen, wenn man von Maschinen absieht.

▷ Maschinen aber kennen keine Selbstzeugung. Sie sind zudem ausschließlich Produkte des Lebens. Daraus ergibt sich, daß Viren keine Lebewesen sind, auch wenn sie aufgebaut sind aus dem Material zweier Substanzklassen, die als stoffliche Träger des Lebens angesprochen werden müssen. Das Virus vermag sich selber eben nicht zu vermehren, es wird vom Produktionsapparat lebender Zellen vermehrt. Das Virus ist andererseits aber auch kein Objekt auf der Stufe des rein Anorganischen. Denn es besitzt funktionelle Strukturen (Information tragende DNS, enzymatisch wirkende Hülle). Es ist somit als biologische Maschine anzusprechen, genau so wie irgendein Fragment eines lebendigen Ganzen: ein herausgeschnittenes Herz, ein isoliertes Zellorganell oder ein einzelnes Enzym.

Ist somit die Leistung Kornbergs bedeutungslos? Keineswegs! Nur liegt die Bedeutung dort, wo die meisten Journalisten sie nicht vermuteten: im unerhörten Raffinement der Methoden, die es gestatten, sehr nahe verwandte Substanzen in kleinsten Mengen zu erkennen, zu trennen, zu reinigen, und zwar so, daß im Falle von Riesenmolekülen die Strukturen höherer Ordnung, von denen die Funktionstüchtigkeit dieser Riesenmoleküle abhängt, nicht zerstört werden. Solche Methoden sind die unerläßliche Voraussetzung, um den Lebensprozessen auf dem Niveau der Moleküle auf die Spur zu kommen. Was das heißt, mag ein Laie ahnen, wenn er bedenkt, daß eine einzige Bakterien- oder Leberzelle Hunderte, wenn nicht über tausend verschiedene Enzyme besitzt, so daß man kilogrammweise Bakterienzellen der gleichen Art zertrümmern muß, um eine winzige Menge eines der tausend Enzyme zu bekommen.

Die Bedeutung der Experimente liegt zweitens darin, daß die Hypothese über die Weise, wie lebende Zellen DNS synthetisieren, endgültig verifiziert ist, mindestens für Bakterienzellen. Kornberg arbeitete an dieser Frage, wie die Organismen DNS synthetisieren, seit den frühen fünfziger Jahren. 1955 gelang Dr. Severo Ochoa (New York) die Synthese der RNS in vitro. 1957 gelang Kornberg in St. Louis dasselbe bezüglich der DNS. In beiden Fällen war die Sequenz der Nukleotide eine mehr oder weniger zufällige, das synthetisierte DNS- oder RNS-Molekül somit biologisch inaktiv, was unter anderem mit der mangelhaften Reinigung der verwendeten Enzyme zusammenhing. Beide Forscher bekamen für dieses Zwischenresultat 1959 den Nobelpreis für Medizin. Inzwischen sind die Methoden der Extraktion und Reinigung weiter verfeinert worden, und so konnte man an die Synthese einer biologisch aktiven Nukleinsäure gehen. Das gelang bezüglich der RNS 1960 durch Dr. Sol Spiegelman (Illinois) und 1967 für die DNS durch Dr. Arthur Kornberg (Palo Alto).

### Leben – nichts als komplizierte Chemie?

Man wundert sich ein wenig, warum ausgerechnet Kornbergs Synthese mit soviel Fanfare publiziert und sogar Präsident Johnson bemüht wurde. Die offizielle Lesart sieht in ihr nicht den erfolgreichen Abschluß einer mehr als zehnjährigen Forschung, sondern einen entscheidenden Durchbruch, der sogar die Tore zur genetischen Manipulation des Menschen geöffnet haben soll (Fabrikation eines neuen Einstein mit Hilfe künstlicher DNS, vgl. «New York Times», 17. Dezember 1967). Diese «Hoffnung» wird vermutlich nicht nur daran scheitern, daß die damit verbundenen Probleme von einer unvorstellbaren Komplexität sind, sondern auch an der Voraussetzung, daß nämlich alle Eigenschaften des Menschen, nicht nur die morphologischen und physiologischen, sondern auch die psychischen, sittlichen und geistigen, letztlich ausschließlich vom DNS-Code im Zellkern bestimmt seien. Das stimmt vermutlich nicht einmal für die körperlichen Eigenschaften, geschweige denn für die geistigen.<sup>2</sup> Die an das Experiment Korn-

bergs geknüpften Hoffnungen wie auch die Wahl der Deutung («Leben künstlich erzeugen») gründen sich nicht auf den tatsächlichen Gehalt des Experimentes. Dieser Gehalt, die eigentliche Bedeutung, wurde im Grunde gar nicht realisiert (es gibt Ausnahmen, zum Beispiel das «Time»-Magazin vom 22. Dezember 1967, S. 46).

Die Hintergründe dieser Fehlleistung liegen wenigstens zum Teil darin, daß eine notwendige und erfolgreiche Arbeitshypothese der Biologie zur Grundlage einer Gesamtdeutung dessen gemacht wird, was Leben eigentlich ist. Man sieht in der Synthese der DNS die Bestätigung dafür, daß organisches Leben nichts als komplizierte Chemie sei. Das ist heute – im Weltdurchschnitt – die Meinung der Mehrzahl der Biologen. Nur eine kleine Minderheit zusammen mit einigen theoretischen Physikern<sup>3</sup> setzen ein dickes Fragezeichen hinter diese Meinung. Sie geben ihrer Besorgnis Ausdruck, daß eine solche Deutung unsere Blickrichtung gefährlich einengen könnte. Die Deutung des Menschen als eines wert- und sinngebundenen Wesens ist damit tatsächlich in einer analogen Weise indirekt bedroht wie damals durch die These *Descartes*, die besagt, daß die Organismen nichts als Maschinen seien (*res extensae*) und nur im Menschen sich noch etwas anderes finde, der Geist (*res cogitans*). Ein Jahrhundert später räumte *Lametrie* mit dieser singulären, die großartige Einheitlichkeit und Faßlichkeit einer rein materiellen Welt störenden Ausnahme auf und verkündete den «*homme machine*». Dasselbe geschieht auch heute: der Mensch nichts als Chemie. Wenn das nicht-menschliche organische Leben nichts als Chemie ist, wird der Mensch zu einem singulären Punkt, der die Tendenz zeigt, sich wie ein Fremdkörper selbst zu eliminieren. Suche nach einem Daseinsinn, Frage nach Gut und Böses, Begründung von Freiheit und Menschenwürde, Suchen nach Gott ist dann nur noch «möglich» für jene, die Naturwissenschaft einerseits und Philosophie und Glaube andererseits unkonfrontiert nebeneinander existieren lassen können. Wer diese Koexistenz nicht fertig bringt (weil sie im Grunde unmenschlich ist), muß wählen. Einige glauben, einer solchen Wahl dadurch entrinnen zu können, daß sie einen philosophischen oder glaubensmäßigen Standpunkt suchen, dessen Wahrheit völlig unberührbar von jeder Art naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Meinung sein sollte. Ob das durchführbar und zumutbar ist für einen Menschen, der wirklich in unserer Zeit steht? Aussichtsreicher scheint es mir zu sein, sich dem naturwissenschaftlichen Fortschritt zu stellen und seine Resultate genau und in möglichster Breite auf seinen tatsächlichen Gehalt hin anzusehen. Zweifel, ob Leben wirklich nur komplizierte Chemie und seine Herstellbarkeit ein mögliches und sinnvolles Unternehmen sein könne, werden bestimmt nicht ausbleiben.

Dr. P. Erbrich, Feldkirch

<sup>2</sup> Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß in jedem vielzelligen Organismus jede Zelle die ganze genetische Information enthält, aber jeweils je nach Entwicklungszeitpunkt und Funktion nur ein kleiner Teil davon gebraucht wird. Die Instanz, die bestimmt, wann und wo eine bestimmte Information des Zellkerns gebraucht wird, kann nicht in jedem Fall wiederum Bestandteil der DNS-Information im Zellkern sein. Die Tatsache der Plasmavererbung (im Gegensatz zur Kernvererbung) weist ebenfalls auf eine beschränkte Reichweite und Bedeutung des genetischen Code hin. Der steuernde Code wird seinerseits gesteuert, nicht nur von gerade wirksamen Stoffwechselfaktoren der nahen und fernen Umgebung, sondern letztlich von etwas, was noch gar nicht existiert: von der erst noch zu erreichenden End- oder Adultgestalt. Durch die Manipulation des seinerseits gesteuerten Code kann somit zum vornherein nicht alles manipuliert werden.

<sup>3</sup> Zum Beispiel W. Heitler (Prof. für theoretische Physik an der Universität Zürich) in seiner lesenswerten Schrift «Der Mensch und die naturwissenschaftliche Erkenntnis», Braunschweig 1966.

#### Literatur:

Umschau in Wissenschaft und Technik, 68, S. 90 (1. Febr. 1968).  
Nachrichten aus Chemie und Technik, 16 (1968), Nr. 1 (7. Januar), S. 2, in «Angewandte Chemie», 80 (1. Januar-Heft 1968).

# POLEN IM TAUSENDUNDERSTEN JAHR SEINER CHRISTIANISIERUNG

Die ersten Monate des Jahres 1967 versprachen eine Entspannung im Verhältnis zwischen Kirche und Staat zu bringen. Anscheinend war es der gemischten staatlich-kirchlichen Kommission gelungen, in der Frage der Staatskontrolle über die kirchlichen Seminarien einen Kompromiß zu erzielen. Der glückliche Abschluß des vatikanisch-jugoslawischen Abkommens vom 25. Juni 1966 erweckte außerdem bei manchen Polen die Hoffnung, daß man durch direkte Verhandlungen zwischen dem Vatikan und der polnischen Regierung zu einem ähnlichen Ergebnis kommen könne. Die Entsendung von Msgr. Casaroli nach Polen deutete in die gleiche Richtung. Gewisse polnische Kirchenführer verfolgten diese «Informationsreise» des vatikanischen Diplomaten allerdings ziemlich skeptisch. Nachdem sich Msgr. Casaroli nicht scheute, auch mit den Führern der Frankowski-Gruppe und der Pax-Bewegung zu konferieren, wurde neben der Skepsis zugleich eine deutliche Indignation spürbar. Immerhin hatte Msgr. Casarolis Besuch zur Folge, daß der landesinnere Dialog zwischen Kirche und Regime nicht in der üblichen Lautstärke geführt wurde. Kardinal Wyszyński's Hirtenbrief, in welchem er die Gläubigen zur staatsbürgerlichen Pflichterfüllung durch ungenierte Meinungsäußerung und kritische Haltung gegenüber den Regierenden aufrief, hinderte Radio Warschau nicht, sich positiv zur neuen Haltung der katholischen Kirche gegenüber der kommunistischen Welt zu äußern und die Politik des Papstes als «realistisch» zu bezeichnen.

Daß jedoch Msgr. Casarolis Reise keine spektakulären Erfolge zu verzeichnen hatte, begann man zu erahnen, als der polnische Staatspräsident Ochab anläßlich seines Staatsbesuches in Italien um keine Audienz beim Papst nachsuchte. Immerhin wurden

gewisse Resultate sichtbar, als der Vatikan Ende Mai die kirchlichen Verwalter der polnischen Westgebiete, die bis dahin als Generalvikare direkt dem Primas unterstanden hatten, zu selbständigen apostolischen Administratoren ernannte. Die polnische Regierung zeigte sich von dieser Geste jedoch unbefriedigt, denn der Vatikan war damit – einmal mehr – einer definitiven Anerkennung der polnischen Westgrenze aus dem Weg gegangen.

Die Erhebung des erst 47jährigen Erzbischofs von Krakau, Karol Wojtyła, zur Kardinalswürde wurde von den polnischen Katholiken mit freudiger Erleichterung zur Kenntnis genommen. Viele hatten nämlich befürchtet, die Ernennung eines zweiten Kardinals könne zu Rivalitäten und damit zu einer Schwächung der kirchlichen Position führen. Der für seine pastorellen Interessen und gleichzeitig apolitische Haltung bekannte Erzbischof Wojtyła erschien in dieser delikaten Lage der weitaus geeignetste Mann. Das hinderte die Kommunisten allerdings keineswegs, das Spiel trotzdem zu versuchen. Während die kommunistische Administration begann, mit altbewährten Schikanen dem Primas und dessen Umgebung Steine in den Weg zu legen, zeigte sie sich ebenso eifrig bemüht, die Wege für den neuen Kardinal zu ebnet.

Es war natürlich auch der Regierung nicht entgangen, daß innerhalb des polnischen Episkopats die Politik des Kardinalprimas gelegentlich auf Widerspruch stieß. Ein deutliches Zeichen hierfür bildete die Wahl der Abgeordneten der polnischen Bischofskonferenz für die römische Synode. Daß bei dieser Gelegenheit 16 von 65 Bischöfen gegen die Entsendung Kardinal Wyszyński stimmten, ist heute ein offenes Geheimnis.

## Zeittafel 1967

- 20. Jan. Die gemischte Kommission Kirche-Staat diskutiert die Frage der staatlichen Kontrolle über die Seminarien.
- 14. Febr. Msgr. Casaroli trifft in Warschau zu einer mehrwöchigen Informationsreise durch Polen ein. Versuch zur Schlichtung des polnischen Kirchenkampfes durch direkte Verhandlungen zwischen Polen und dem Vatikan?
- 16. Febr. Bischof Choromanski, Sekretär der polnischen Bischofskonferenz, warnt in einer Predigt vor unbegründeten Hoffnungen im Zusammenhang mit dem Besuch Msgr. Casarolis.
- 5. März Hirtenbrief Kardinal Wyszyński's, in welchem er die Gläubigen aufruft, ihre Pflicht als Staatsbürger durch ungenierte Meinungsäußerung und allgemein kritische Haltung gegenüber den Herrschenden zu erfüllen.
- 17. März Radio Warschau erklärt, die katholische Kirche habe ihre Haltung gegenüber der kommunistischen Welt geändert, und bezeichnet die Politik des Papstes als «realistisch».
- 27. März Msgr. Casaroli kehrt nach Rom zurück. Die polnischen Kirchenführer zeigten sich skeptisch.
- 6.-11. Apr. Staatsbesuch von Präsident Ochab in Italien. Es kommt zu keinem Gespräch mit dem Papst.
- 27. Mai Die kirchlichen Verwalter der polnischen Westgebiete, die bisher als Generalvikare direkt dem Primas unterstanden, werden vom Vatikan zu selbständigen apostolischen Administratoren ernannt. Die polnische Regierung betrachtet diese Maßnahme als ungenügend.
- 29. Mai Karol Wojtyła, Erzbischof von Krakau, wird zum Kardinal erhoben.
- Ende Juni Erzbischof Kominek erhält kein Visum zur Teilnahme am europäischen Bischofssymposium in Holland.
- 5. Juli «Sztandar Młodych» wirft dem Kardinalprimas vor, er habe die Konversion Allelujewas «ausgeschlachtet».
- 9. Juli «Głos Pracy» und «Sztandar Młodych» (13. Juli) attackieren Kardinal Wyszyński wegen falscher Auslegung der Enzyklika «Populorum progressio».

- 7. Aug. Der Primas beklagt einmal mehr, daß die Regierung 1966 den Papstbesuch vereitelt habe.
- Sept. Staatsbesuch General de Gaulles in Polen. Ein Treffen mit dem Primas scheitert am Widerstand der Regierung. Kardinal Wyszyński's Brief an de Gaulle erregt die polnische Parteiführung.
- Sept. Kardinal Wyszyński wird das Visum für die Bischofssynode in Rom verweigert, ebenso Bischof Kaczmarek. Kardinal Wojtyła und die Bischöfe von Lublin und Oppeln verzichten daraufhin aus Solidarität auf die Reise nach Rom, obwohl sie das Visum erhalten hatten.
- 29. Sept. «Zycie Warszawy» begründet die Paßverweigerung mit der «unfreundlichen und illoyalen Einstellung zum polnischen Staat» und der neuerlichen Einmischung des Primas in die Außenpolitik (d. h. Brief an de Gaulle).
- 30. Sept. Papst Paul VI. bedauert bei der Eröffnung der Synode die Visumsverweigerung.
- 15. Okt. Verlautbarung der polnischen Bischöfe, die den staatlichen Behörden «eine ernste Beschränkung der Religionsfreiheit» vorwirft. Die Parteipresse reagiert mit einer heftigen Polemik gegen den angeblich «reaktionären» Kardinal Wyszyński.
- 29. Okt. Von den Kanzeln wird ein von allen Bischöfen unterzeichnetes Kommuniqué verlesen, das die Kirchenpolitik des Regimes insbesondere hinsichtlich des Religionsunterrichtes und der angeordneten Inventur des Kirchenbesitzes anprangert.
- 31. Okt. Polemische Antwort in der «Gazeta Pomorska», die auch von «Zycie Warszawy» und «Tribuna Ludu» nachgedruckt wird.
- 6. Nov. Das Sekretariat der polnischen Bischofskonferenz publiziert eine Richtigstellung der kommunistischen Verdrehungen.
- 3. Dez. Der Kardinalprimas predigt gegen die Versuche des Regimes, aus Polen ein atheistisches Land zu machen.
- 17. Dez. Verlesung eines Hirtenbriefes, in welchem die Bischöfe gegen die Behinderung im Bau von Kirchen protestieren.
- 25. Dez. Kardinal Wyszyński wiederholt die Beschwerden der Katholiken in seiner Weihnachtspredigt.

## Die Quadratur des Kreises

Anfang Juni war der relative Waffenstillstand wieder vorbei, und beide Parteien nahmen – mit den alten Argumenten – den ebenfalls alten «Dialog der Schwerhörigen» neuerdings auf. Daß es sich Kardinal Wyszynski nicht entgehen ließ, aus der Konversion von Stalins Tochter *Allelujewa* etwelchen publizistischen Profit zu ziehen, ist verzeihlich, verzeihlich jedoch auch die Verstimmung der Partei. Der Staatsbesuch General *de Gaulles* in Polen schließlich bot Anlaß zu weiterem gegenseitigem Ärger. Die Regierung wünschte unter keinen Umständen ein Treffen de Gaulle-Wyszynski. Und wenn es ihr tatsächlich gelang, eine Zusammenkunft zu hintertreiben, so vermochte sie doch nicht, einen offiziellen Briefwechsel zwischen dem Primas und dem französischen Staatsoberhaupt zu unterbinden. Die Reaktion der Regierung bestand darin, daß sie dem Kardinalprimas und Bischof *Kaczmarek* von Gdansk die Reisebewilligung für die römische Synode verweigerte, aber – bewußt boshaft – Kardinal Wojtyla und den Bischöfen von Lublin und Oppeln anstandslos die Visa bewilligte.

### Die religiöse Situation Polens in Zahlen

Die Zusammensetzung der Religionsgemeinschaften laut «Tydzien Polski» 1966:

	1966	(1931)
Röm.-Katholiken*	93,0% = 29 500 000	(75,2% = 24 010 000)
Orthodoxe	1,5% = 400 000	(11,8% = 3 672 000)
Protestanten	0,3% = 134 000	(2,6% = 835 000)
Altkatholiken	0,2% = 100 000	(0,1% = 50 000)
Mariaviten	0,1% = 50 000	(0,1% = 60 000)
Juden	0,05% = 25 000	(9,8% = 3 113 000)

### Römisch-katholische Kirche

25 Diözesen\*\* (aufgeteilt in 646 Dekanate) mit 65 Bischöfen, darunter vier Erzbischöfe und zwei Kardinäle, und 16 908 Geistlichen. 6 317 Pfarngemeinden mit 9 584 Kirchen und 3 421 Kapellen. In 24 Priesterseminarien studieren 3 717 Alumnen. Die theologische Akademie Warschau zählt 260 Studenten. Dazu die katholische Universität Lublin (die einzige katholische Universität Osteuropas) mit 1 404 Studenten und 154 wissenschaftlichen Mitarbeitern.

Ordensgemeinschaften:

46 männl. Orden mit 553 eig. Häusern und 7 110 Mitgliedern.  
105 weibl. Orden mit 2 640 Häusern und 28 353 Schwestern.

\* Rund 75% dürfen als praktizierende Gläubige bezeichnet werden!

\*\* Ohne mit diesem Begriff auf die administrativen Unterschiede bezüglich der polnischen Westgebiete einzugehen.

Es war in doppelter Hinsicht ein Versuch am untauglichen Objekt. Kardinal Wojtyla war bereits aus Solidarität mit Kardinal Wyszynski einem Empfang durch General de Gaulle aus dem Weg gegangen. Nun verzichtete er, zusammen mit den andern beiden Bischöfen, ebenfalls auf die Teilnahme an der römischen Synode. Die Kommunisten hatten nicht nur offensichtlich den Charakter des neuen Kardinals unterschätzt, sondern sich auch über die Differenzen innerhalb des Episkopats getäuscht. Das leicht durchschaubare Intrigenspiel des Regimes hatte immerhin den Erfolg, daß sich der gesamte polnische Episkopat geschlossen hinter den Primas stellte. Außerdem bedauerte Papst Paul VI. bei der Eröffnung der Synode in aller Öffentlichkeit die Visumsverweigerung.

Man kann sich fragen, ob nicht hier letztlich der Grund zu suchen ist, weshalb ZK-Sekretär Zenon *Kliszko*, Polens Parteideologe, am 7. Oktober 1967 nach Rom reiste. Über Gespräche mit dem Vatikan wurde zwar nichts bekannt, offiziell hielt sich *Kliszko* zu Besprechungen mit italienischen KP-Funktionären in Italiens Metropole auf. Erreicht hat er jedenfalls nichts. Mitte Oktober warfen die polnischen Bischöfe der Regierung

in einer offiziellen Verlautbarung eine «ernste Beschränkung der Religionsfreiheit» vor. Das Klima der kirchlich-staatlichen Beziehungen verschlechterte sich zusehends. Man war Ende 1967 wieder ziemlich genau an dem Punkt angelangt, wo man schon im Dezember 1966 stand.

Wie sehr sich die Situation gleicht, läßt sich aus einem Hirtenbrief ablesen, den die polnischen Bischöfe im Dezember 1966 veröffentlichten. Es finden sich dort genau die gleichen Punkte wie im Kommuniqué der Bischöfe vom 29. Oktober 1967 gegen die Behinderung des Religionsunterrichtes und in dem Hirtenbrief vom 17. Dezember 1967 gegen die Behinderung beim Bau von Kirchen. Es versteht sich, daß die parteiamtliche Presse die verschiedenen Schikanen gegen die Kirche durch polemische Verdrehungen zu rechtfertigen suchte. Das Sekretariat der polnischen Bischofskonferenz sah sich im November 1967 gezwungen, die falschen Berichte gewisser Zeitungen in aller Form richtigzustellen.

Es gibt zu denken, daß B. *Piasecki*, der für sein opportunistisches diplomatisches Schaukelspiel bekannte Leader der Pax-Bewegung, es vor Weihnachten wieder einmal nötig fand, der Kirche in den Rücken zu fallen. Auf dem Plenum des Sejm beteuerte er seine Übereinstimmung mit der Regierung und machte gleichzeitig den polnischen Episkopat zum Sündenbock für die mißlichen kirchlich-staatlichen Beziehungen. Man kann darüber rätseln, was sich *Piasecki* von seiner Attacke versprach. Wollte er vor neuen Verhandlungen zwischen Kirche und Staat seine Haut ins Trockene retten oder sollten solche möglichen Verhandlungen im voraus torpediert werden? (Man darf nie vergessen, daß die Pax-Bewegung einer der wenigen polnischen Nutznießer des Kirchenkampfes ist.)

Die polnische Bischofskonferenz jedenfalls reagierte am 29. Dezember mit seltener Schärfe, indem sie die Gläubigen vor der Tätigkeit der pseudokatholischen Pax-Bewegung warnte. *Piasecki* und seine Getreuen antworteten am 11. Januar 1968. Darauf veröffentlichten die Bischöfe ein Kommuniqué, das in neun Punkten das Wirken der Pax-Bewegung darlegt. Die Anklagen sind beinahe so unverblümt formuliert wie in jenem bekannten Memorandum, das Kardinal Wyszynski 1963 dem französischen Episkopat durch das vatikanische Staatssekretariat zukommen ließ. Damals erregte diese Erklärung einen wahren Sturm, obwohl sie doch nur im Ausland publiziert worden war. Ist die Position des polnischen Episkopats augenblicklich so stark, daß er die längst fällige Abrechnung mit den Komparsen von «Pax» riskieren kann? Es läßt sich immerhin mit Sicherheit sagen, daß es auch innerhalb der Partei Gruppen gibt, welche der Aktivität des Exfaschisten und Prostalinsten *Piasecki* und seiner Bewegung wenig geneigt sind.

Nachdem sich der Bruderstreit zwischen Kirche und Staat 1967 wieder zu einem hoffnungslosen Treten an Ort entwickelte, ist es verständlich, daß beide Teile nach einem helfenden Dritten Ausschau zu halten beginnen. Darin liegt eine Chance – und eine Gefahr. Der Aufenthalt des ständigen Sekretärs der römischen Synode, Erzbischof *Rubins*, in Polen beweist, daß die Kontakte mit dem Vatikan noch nicht abgebrochen sind. Die Regierung zeigt sich auch an einem neuerlichen Zusammentreten der gemischten Kommission Kirche-Staat interessiert. Es scheint, daß sich die kommunistischen Regierungen Polens, Ungarns und der Tschechoslowakei durch gegenseitige Absprachen über eine gemeinsame Religionspolitik für kommende Verhandlungen den Rücken zu stärken suchten.

Bringt vielleicht das Jahr 1968 den ersehnten Ausgleich mit dem Vatikan? Der Immobilismus der polnischen Parteiführung, die noch immer durch interne Machtkämpfe paralytisch ist, eröffnet keine besonders hoffnungsfreudigen Perspektiven. Und solange jede Seite in diesem Bruderzwist die alleinige Schuld beim Gegner sucht – und findet, ist ein Ende des Streitens noch nicht abzusehen. \*\*\*

# DISKUSSION

## Ist unser Gott nur unsichtbar?

Auf die Bedenken, die der Theologiestudent O. B. in seiner Leserschrift (siehe Nr. 3, S. 34f.) geäußert hat, geht Prof. J. Ratzinger persönlich ein. Gleichzeitig antwortet er auch einem Versicherungsmathematiker, der sich fragt, ob der Unsicherheit im Glauben «nicht zu Leibe gerückt werden könnte mit dem Blick auf die Wunder, die den Glauben bezeugen». Unsern Lesern und vor allem Prof. J. Ratzinger danken wir für ihr Interesse und ihre Bemühungen. *Die Redaktion*

Die Absicht meiner Meditation war es durchaus nicht, das Sehen aus dem Glauben auszuschließen. Dies wird deutlich zum Vorschein kommen, wenn das ganze Buch vorliegt, dem der Text in der «Orientierung» entnommen ist. Was ich abweise, ist nur jene Form der Beschränkung auf das Sichtbare und Greifbare, wie sie in der positivistischen Wissenschaftsgesinnung und in der berechnenden Haltung des nur dem Geschäft und seinem nachzurechnenden Gewinn zugewandten Menschen vorliegt. In dieser Form von Sehen und Greifen kann Gott nicht angetroffen werden. Das will sagen, daß eine noch so große Ausweitung unseres wissenschaftlichen Horizontes und eine noch so genaue naturwissenschaftliche Untersuchung des Weltalls in allen seinen Regionen ihrem Wesen nach nirgendwo innerhalb ihrer eigenen Methode auf Gott stoßen kann.

Daß der Glaube ein neues Sehen schenkt, dem durch die für den Menschen funktionalisierte Materie hindurch der Schöpfer und in der sakramentalen Anwendung dieser Materie der menschgewordene Gott sichtbar werden kann, ist auch mir wichtig. Nur glaube ich, daß man zu einem solchen Sehen erst gelangt, wenn zuerst die Entscheidung zum Unsichtbaren gefallen ist, wenn man zuerst sich bereit gefunden hat, die Totalität der Sichtbarkeitswelt zu durchkreuzen und auf diese Weise eine neue Welt zu entdecken, die auch die alte, eben die sichtbare, in einem neuen Licht erscheinen läßt. Vorausgehen muß also doch der Entscheid, den Totalanspruch des Sichtbaren zu überwinden. Erst dieser erste Schritt ermöglicht dann den zweiten, das Sichtbare selbst als Manifestation des Unsichtbaren und nicht mehr als Absolutum zu verstehen.

Wie das Zeugnis der Evangelien zeigt, kann auch das Wunder nur im Kontext einer solchen Entscheidung seinen Sinn und seine Kraft gewinnen. Wo es dagegen den Versuch ausdrückt, sich diese Entscheidung zu ersparen und Gott gleichsam dingfest zu machen in der eigenen Welt des Menschen, wird es zur Flucht vor dem Glauben, anstatt zu ihm hinzuführen: Das wird in der Botschaft Jesu wie auch in den Paulinischen Briefen eindeutig herausgestellt. *Prof. Dr. J. Ratzinger, Tübingen*

## Buchbesprechungen

Otto Muck, CHRISTLICHE PHILOSOPHIE (Berckers Theologische Grundrisse Band 3). Kevelaer 1964, 239 Seiten.

In dem vorliegenden Band der «Theologischen Grundrisse» versucht O. Muck eine Einführung in die philosophische Denkweise zu geben, indem er die Hauptthemen der klassisch-thomistischen Philosophie in leicht verständlicher Sprache und unter Beachtung ihrer theologischen Relevanz entfaltet. Der Verfasser nimmt dabei weitgehend Abstand von Schulkontroversen, obwohl Abschnitte wie «Transzendente Methode» (61 ff.), «Sein und Wesen» (74 ff.), «Schönheit als transzendente Eigenschaft» (82 ff.) u. a. zeigen, daß er sich der Maréchal-Schule verpflichtet weiß.

Die große Einteilung in Logik, Metaphysik und Ethik hält sich an die herkömmliche Abfolge der scholastischen Disziplinen. In diesem Rahmen werden jedoch auch Fragen behandelt, die in der klassischen Systematik selten oder gar nicht zur Sprache kommen, zum Beispiel «Philosophie und Kunst» (84 ff.), «Modellvorstellungen» (115 ff.), «Person und Kultur» (150 ff.), «Naturwissenschaft und Philosophie» (162 ff.), «Personaler Aspekt des Sittlichen» (219). Besonders erwähnenswert ist die Betonung der personalen Struktur philosophischer Gotteserkenntnis (192 ff.).

Kritisch wird man sich fragen, warum der Verfasser seiner Darstellung der Philosophie das wolfsche Schema zugrunde legt, auf dessen Mangelhaftigkeit in der neueren Literatur häufig hingewiesen wird; so tritt die Stellung der Metaphysik als prima philosophia wegen der Vorordnung der Logik zurück, und es kommt wieder zu einer Trennung von Seinslehre und Gotteslehre, bzw. Seinslehre und Anthropologie. Überhaupt wird man das anthropologische Kapitel als das schwächste bezeichnen müssen. Kann man heute noch behaupten, der Mensch sei weltbezogen, weil er mit seinem Leib «Anteil an den Stufen des Vegetativen und Anorganischen» (171) hat? Die Unzulänglichkeit einer hylemorphistischen (und daher «kosmozentrischen») Interpretation des Menschen wird auch in folgender Formulierung sichtbar: «Die Person, beziehungsweise die geistige Seele, die innerlich von der Materie unabhängig ist, steht ... zur Erstursache wesentlich in der Beziehung, daß sie um ihrer selbst willen von Gott gewollt ist, darum aber auch für immer. Darum hat der Mensch kraft seiner geistigen Seele und der dadurch begründeten Personalität eine ewige Bestimmung. Insofern der Mensch aber auch von der Materie abhängig ist, unterliegt er der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit ...» (199). Gegenüber einer solchen dualistischen (und da zufolge der potentialistischen Materieauffassung die Materie als das begrenzende und verendliche Prinzip verstanden wird) die Leiblichkeit abwertenden Position wird man gerade auch aus theologischen Gründen die Aktualität und eschatologische Dimension der Materialität herausstellen müssen.

Weiter kann man fragen, ob die Vielschichtigkeit des Problems einer christlichen Philosophie begriffen werden kann, indem man von einer logischen Unabhängigkeit und psychologischen Abhängigkeit der Philosophie von der Offenbarung spricht (vgl. 15).

Trotz dieser Einwände gibt das Buch gemäß der Intention des Verfassers eine Einführung in Fragen und Denken der Philosophie und macht die grundlegenden Zusammenhänge deutlich, deren Kenntnis für das Studium der Theologie unerlässlich ist. *Carl Friedrich Gethmann, Innsbruck*

L. Mumford, DIE STADT, Geschichte und Ausblick. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln/Berlin, 800 Seiten, DM 58.—

Ein großartiges Buch, das strengstes Fachwissen mit einer weiten menschlichen Sicht verbindet, das in der Stadt nicht nur eine Ansammlung von Menschen oder Gebäuden, nicht nur Versorgungs- und Verkehrsprobleme, nicht nur Gefahren und Verkümmern des Menschen, sondern auch die kulturelle und geistige Sendung der Stadt sieht, ohne in Romantik und Schwärmerei zu verfallen. Mumford schildert die Entwicklung der Stadt und ihrer verschiedenen Funktionen für die gesamte Bevölkerung der Regionen und Länder im Laufe der Jahrtausende mit reichem Material und aus persönlicher Erlebnisfülle. Obwohl ein immenses Studium und Wissen hinter den Darlegungen steht, will doch Mumford keine Stadt schildern, die er nicht mit eigenen Augen gesehen hat, und dies in drei Kontinenten.

Besser als alle Analysen des Rezensenten charakterisiert Mumford selbst sein Buch, seine Erkenntnisse und seine Anliegen in dem großartigen Satz über die Sendung der Stadt, der das 800 Seiten starke Werk beschließt:

«Der endgültige Auftrag der Stadt besteht darin, des Menschen bewußte Teilnahme am Fortgang von Kosmos und Geschichte zu fördern. Mittels ihrer komplexen und dauerhaften Struktur steigert die Stadt die Gabe des Menschen beträchtlich, diesen Fortgang zu deuten und auf aktive, gestaltende Weise an ihm teilzunehmen, auf daß sich jeder Akt des Dramas, das sich abspielt, in größtmöglichem Umfang das Licht der Bewußtheit, die Prägung einer Absicht und die Färbung der Liebe erhalte. Solche Steigerung aller Dimensionen des Lebens durch gemeinsame Empfindungen, vernünftigen Umgang, technische Meisterschaft und vor allem durch dramatische Darstellung ist der großartige Auftrag der Stadt in der Geschichte gewesen. Sie bleibt auch der Hauptgrund für ihr Fortbestehen.»

Es wäre sehr zu wünschen, daß sowohl die Architekten und Städteplaner wie auch die Geisteswissenschaftler, Theologen und Seelsorger das Buch grundsätzlich studieren – und daraus für ihre Theorien und noch mehr für ihre Tätigkeit die Konsequenzen ziehen würden.

KIRCHE VOR ORT – 10 JAHRE BISTUM ESSEN. Verlag Hans Driewer, Essen 1967, 216 Seiten, 296 Bilder, DM 4.80.

Der reich illustrierte und doch so wohlfeile Band von 216 Seiten ist nicht nur deswegen interessant, weil er den unglaublich raschen Aufbau eines neuen und in vielfacher Beziehung schwierigen, aus Teilen von drei verschiedenen Diözesen zusammengesetzten Bistums darstellt, sondern weil er auch anschaulich zeigt, wie reich gegliedert, mit wievielen Sorgen beladen, mit welcher vielfältigen Institutionen, Häusern, Stiftungen, wissen-

schaftlichen und seelsorgerlichen Einrichtungen es heute eine moderne Diözese im Industriegebiet zu tun hat. – Sehr nützlich wäre eine gute Inhaltsübersicht gewesen, die man leider schmerzlich vermissen muß.

*Hengsbach, Bischof Franz, DAS KONZILSDEKRET ÜBER DAS APOSTOLAT DER LAIEN.* Lateinischer und deutscher Text mit Kommentar. Verlag Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1967, 202 Seiten, DM 14.—

Ein außerordentlich gut dokumentierter Kommentar zum Laiendekret, der zugleich den lateinischen wie den deutschen Text bringt, ausführlich über die Entstehung des Dekretes berichtet und zur Verdeutlichung auch manche Erfahrungen und Überlegungen aus anderen Teilen der Welt beibringt.

Der Kommentar stützt sich einerseits auf Eindrücke, die der Verfasser bei seiner engeren Mitarbeit am Text des Dekretes gewann. Andererseits bemüht er sich um eine Orientierung, die die konziliaren Texte für die Entfaltung des Laienapostolates vor allem in Deutschland nahelegen. Dabei war ihm auch die Erfahrung nützlich, die er zumal als Generalassistent des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in den beiden letzten Jahrzehnten machen konnte. – Aus der historischen Einleitung geht hervor, daß der Text mehrfach entscheidend gekürzt wurde und mehrere Teile mit Aussagen über den Laien, seine Stellung und sein Wirken in der Kirche an andere Konzilsentwürfe abgegeben werden mußten, vor allem an die «Dogmatische Konstitution über die Kirche» und die «Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute». Das erklärt auch manche Lücken in den dogmatischen Begründungen. Dafür werden auch Auszüge aus andern Konzilsdokumenten über den Laien beigelegt.

Auch wenn der Kommentar vor allem deutsche Verhältnisse berücksichtigt, wird er auch anderswo gute Dienste tun. Zweifellos wird er auch in Deutschland manche Neuregelungen anregen.

*Josef Heislbetz SJ, THEOLOGISCHE GRÜNDE DER NICHTCHRISTLICHEN RELIGIONEN (Quaestiones Disputatae 33).* Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1967, 231 Seiten.

Es ist hier nicht der Platz, eine fachtheologische Rezension zu schreiben. Trotzdem soll mit Nachdruck auf das Buch hingewiesen werden, weil es ein Zeichen und zugleich ein ernsthafter Beitrag zu der so dringend notwendigen und seit dem Konzil mit so kräftigen Impulsen vorangetriebenen Entkrampfung und Neubestimmung der katholischen Theologie und des katholischen Denkens überhaupt auf die eigentliche weltgeschichtliche Bedeutung und Sendung des Christentums ist. Die Frage geht nicht mehr so sehr darum, ob und wie Nichtkatholiken und Nichtchristen das übernatürliche Heil erlangen können – diese Frage gilt schon lange in wachsendem Maße als positiv gelöst, weil trotz des Satzes «außer der Kirche kein Heil» der allgemeine Heilswille Gottes nach dem Zeugnis der Schrift als unerschütterlich feststand. Heute geht es vielmehr um die Frage, ob nicht nur der einzelne Gläubige anderer Religionsgemeinschaften selig

werden könne, sondern ob diese Religionen und Religionsgemeinschaften als solche eine positive Heilsbedeutung haben können. Allzu lange Zeit hatte man sie ja vorwiegend oder ausschließlich als Verirrung und Teufelswerk betrachtet. Heislbetz stößt zu einer klaren Bejahung positiver Heilsbedeutung und (wenn auch bedingt) Gottgewolltheit dieser Religionen vor.

Das bedeutet viel mehr als nur Toleranz und Religionsfreiheit für den gutgläubigen Menschen in der Achtung seines subjektiven Gewissens. Es spricht den fremden Religionen selbst eine positive Rolle für die heilsvermittelnde Verbindung der in ihr lebenden Menschen mit dem erbarmenden und begnadenden Gott zu. Heislbetz beruft sich dabei auf positive Zeugnisse und Ansatzpunkte der Heiligen Schrift des Alten wie des Neuen Bundes, auf manche Kirchenväter und insbesondere auf eine Reihe von bestbekanntesten tapferen neueren Theologen wie Otto Karrer, Jean Daniélou, Kardinal Koenig, H. de Lubac, Th. Ohm, H. R. Schlette, M. Vereno, R. G. Zaehner und insbesondere auf Karl Rahner, dessen Schüler er offenbar ist. Dabei gilt es, mit großem Ernst eine solche Auffassung mit der Absolutheit des Christentums und der Endgültigkeit und Verbindlichkeit des Christentums in Einklang zu bringen, ohne etwas davon abzustreichen, ohne sich unglaublich auf eine vage Uroffenbarung zu berufen und ohne diese anderen Religionen zu vergewaltigen. – Von solchen Grundsätzen aus wird auch die Frage zu beurteilen sein, ob auf fremden Sternen menschenähnliche Wesen vorhanden sein könnten, oder ob das den Dogmen von der Erbsünde, der Erlösung, der Heilnotwendigkeit der Kirche widersprechen würde. Es ist Unfug, solche Fragen tatsächlicher Natur dogmatisch entscheiden zu wollen. Die dargelegten Grundsätze lassen solche Fragen für die positive Forschung völlig offen.

So gewunden und bisweilen wenig überzeugend manche Gedankengänge erscheinen mögen (Heislbetz weiß, daß es sich im einzelnen um Vorstöße und Versuche handelt) –, dem Grundansatz, dem Endergebnis kann man nur entschieden zustimmen. Man atmet erleichtert auf und fühlt sich befreit, daß die katholische Theologie auch in diesem Punkt sich endlich von manchen Verengungen und Verkrampfungen vergangener Jahrhunderte löst, ohne indessen wesentliche Positionen aufzugeben, ihre klare Sicherheit zu verlieren und nun gleich in den andern Straßengraben zu fallen.

J. David

JAKOB DAVID

## Das Naturrecht in Krise und Läuterung

Eine kritische Neubestimmung. – 88 Seiten, kartoniert DM 6.80.

Die Schrift will zu einer Versachlichung der Diskussion über das Naturrecht beitragen. Aktuelle Themen stehen im Mittelpunkt.

Der Verfasser hat wohl als erster im deutschen Sprachraum die Frage nach einem *wandelbaren Naturrecht* aufgeworfen und in einer Weise beantwortet, die immer breitere Zustimmung findet. Ebenso hat er zum erstenmal in dieser Schärfe die Frage nach der *theologischen Lehrkompetenz der Kirche* gestellt und wesentliche Einschränkungen vorgenommen. Wenn die hier vorgetragenen Ansichten durchdringen, würde die Diskussion um das Naturrecht belebt sowie die vielen Einzelaussagen der traditionellen Naturrechtslehre aus ihrer Erstarrung gelöst. Anlaß für diese Erörterungen war unter anderem die Diskussion um die Frage einer verantwortlichen Empfängnisregulierung, in der sich die kirchliche Autorität einer wachsenden und gewichtigen öffentlichen Meinung auch im katholischen Raum gegenüberstellt. Ist der vom Verfasser vertretene Standpunkt richtig, dann wäre auch in diesem Problembereich der Weg frei für sachliche, von überholten biologischen, anthropologischen und philosophischen Vorstellungen befreite Überlegungen.

Verlag J. P. Bachem, Köln 1967

**Herausgeber:** Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

**Redaktion und Administration** (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

**Bestellungen:** bei der Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842  
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postcheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postcheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

**Abonnementspreise:**

- a) *Ganzes Jahr:* sFr. 17.– / DM 18.– / öS 100.– / bFr. 210.– / dän.Kr. 28.– / FF 20.– / Lire 2500.– / US\$ 4,50
- b) *Halbes Jahr:* sFr. 9.– / DM 9,50 / öS 60.– / bFr. 110.– / dän.Kr. 15.– / FF 11.– / Lire 1300.–
- c) *Gönner:* sFr. 22.– / DM 23.– / usw.
- d) *Studenten:* jährlich sFr. 10.– / DM 10.– / öS 70.– / bFr. 120.– / dän.Kr. 16.– / FF 12.– / Lire 1400.–
- e) *Einzelnummer:* sFr. 1.– / DM 1.– / öS 6.– / bFr. 12.– / dän.Kr. 1,60 / FF 1,20 / Lire 140.–